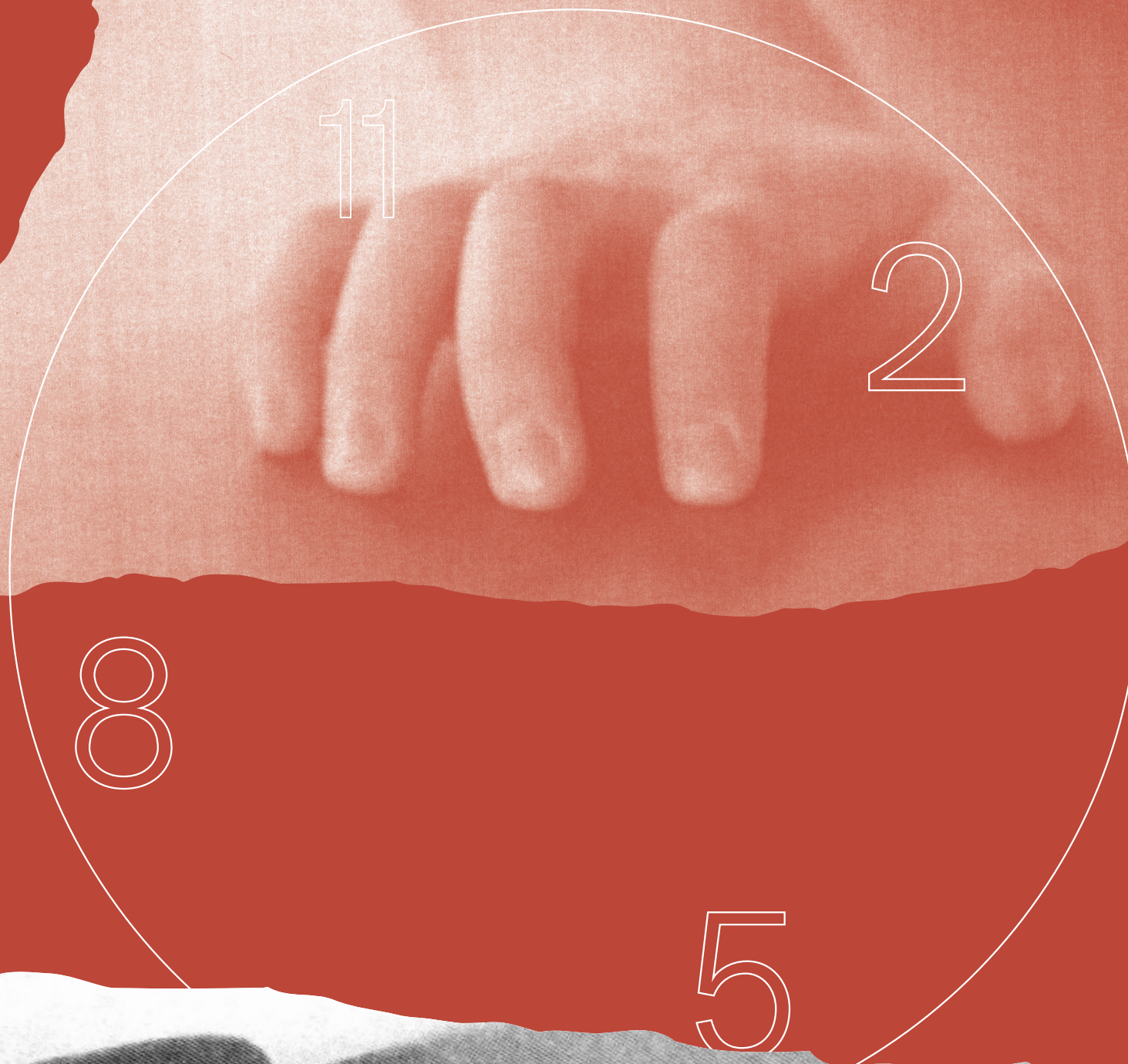


L 13 READER NR 5

Part Time Commitment Series
ab 23.3.2023



Der READER NR 5 erscheint als Teil der PART TIME COMMITMENT SERIES zusammen mit der Ausstellung WHAT DOES WORK MEAN AT THE END OF THE DAY? (23.3. – 25.6.2023) und begleitenden Arbeitskreisen. In der Idee des begleitenden Publizierens werden Texte zugänglich gemacht, die im Verlauf des Projektes entstehen und / oder sich weiteren Denkräumen öffnen. Die Beiträge werden sowohl online als auch vor Ort in gedruckter Form bereit gestellt und können zu einem optionalen Kompendium zusammengestellt werden.

AUSSTELLUNG

Angela Anderson & Ana Hoffner ex-Prvulovic*, Brigitte Dätwyler, Monique S. Desto, Paula Hurtado Otero, Lena Maria Thüring, Anna Witt

PROGRAMM UND PUBLIKATION

u.a. Katrin Bertram, Michael Hirsch, Lisa Jeschke, Johanna Klingler, MYSTI, Marina Vishmidt

KURATORIN

Lisa Britzger

MITARBEIT AUSSTELLUNGSPRODUKTION

Tanja Hamester

INSTALLATION / AUFBAU

Linus Schuierer, Luciano Pecoits, Christian Eisenberg, Anna Pasco Bolta, Burcu Bilgic

VERMITTLUNG UND BESUCHENDENBETREUUNG

Burcu Bilgic, Susanne Beck, Lola Mousli, Julia Richter, Eunji Seo, Theo Thönnessen, Tatjana Vall, Jakob Weiß

HERAUSGEBERIN

Lisa Britzger

LEKTORAT

Christina Maria Ruederer

GESTALTUNG COVER

AccessAllAreas, Noëm Held

DRUCK (UMSCHLAG)

Druckwerk GmbH

Lothringer 13 Halle
Ein Kunstraum der Stadt München
Lothringer Straße 13
81667 München

info@lothringer13.com
www.lothringer13.com

Michael Hirsch

Glossar
A R B E I T

Michael Hirsch (*1966), Dr. phil. habil, ist Philosoph, Politikwissenschaftler und Kunsttheoretiker. Er lehrt Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Siegen und lebt als freier Autor in München. Lehrtätigkeit unter anderem an der Goethe Universität Frankfurt, Universität Hamburg, TU München, Merz-Akademie Stuttgart, Akademie der Bildenden Künste München.

Er arbeitet regelmäßig für Rundfunk (Bayern 2, Deutschlandfunk, SWR 2), Zeitungen und Zeitschriften (u.a. Blätter für deutsche und internationale Politik, Der Freitag, Die Gazette, Jungle World, Oxi Blatt, Prager Frühling, Telepolis). 1997 war er Teilnehmer der documenta 10 als Mitglied der Jackson Pollock Bar (Theorieinstallationen).

Buchveröffentlichungen (Auswahl):
Kulturarbeit. Progressive Desillusionierung und professionelle Amateure (2022); Richtig falsch. Es gibt ein richtiges Leben im falschen (2019); Die Überwindung der Arbeitsgesellschaft. Eine politische Philosophie der Arbeit (2016); Logik der Unterscheidung. 10 Thesen zu Kunst und Politik (2015); Warum wir eine andere Gesellschaft brauchen! (2013); Die zwei Seiten der Entpolitisierung. Zur politischen Theorie der Gegenwart (2007)

Glossar A R B E I T

Vorbermerkung: In den folgenden Texten wird stellenweise auf gegenderte Formen verzichtet, wenn Formulierungen in ihrem historischen Kontext zitiert werden.

„The Problem with Work“

Seitdem das Versprechen der Emanzipation von überflüssiger Herrschaft und Arbeit, Ungerechtigkeit, Diskriminierung, Unterdrückung und Ausbeutung in die Welt gekommen ist, und seitdem dieses Versprechen noch immer nicht eingelöst wurde, lautet die Frage:

„Why do we still work so hard and so long? The mystery here is not that we are required to work or that we are expected to devote so much time and energy to its pursuit, but rather that there is not more active resistance to this state of affairs.“

(Kathi Weeks, The Problem with Work. Feminism, Marxism, Antiwork Politics, and Postwork Imagineries, Durham / London 2011, S. 1)

0 - 9

8-Stunden-Tag

Im November 1918 wurde in Deutschland das sogenannte Stinnes-Legien-Abkommen zwischen Unternehmer- und Gewerkschaftslager unterzeichnet, benannt nach den beiden Verhandlungsführern von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite. Das Abkommen bildet bis heute die Grundlage unserer Wirtschaftsverfassung. Die Novemberrevolution brachte führende deutsche Unternehmer:innen dazu, den Gewerkschaften weitreichende Zugeständnisse zu machen, um Sozialisierungsmaßnahmen abzuwehren. Die Unternehmer:innen erkannten die Gewerkschaften als legitime Vertretung der Arbeiterschaft

und gleichberechtigte Tarifpartner an, und stimmten der Gründung von ‚Arbeiterausschüssen‘ (später Betriebsräte genannt) in Betrieben mit mehr als 50 Beschäftigten zu. Im Gegenzug erkannten die Gewerkschaften das freie Unternehmertum an und verzichteten auf die radikale sozialistische Forderung der Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Wichtigste tarifpolitische Neuerung ist die Einführung des 8-Stunden-Tags bei vollem Lohnausgleich. Er gilt im Wesentlichen unverändert bis heute als gesellschaftliche Leitvorstellung eines **Arbeitstags**. Und dies erstaunlicherweise, denn in den über 100 Jahren seitdem ist die Arbeitsproduktivität enorm angestiegen. Der Arbeitstag hätte also entsprechend alle 10 Jahre um eine gewisse Zeit verkürzt werden können.

5-Tage-Woche

Im Jahr 1955 startete der DGB eine Arbeitszeitkampagne für die Einführung der 5-Tage-Woche. Zwischen 1959 (IG Bergbau) und 1967 (IG Metall) wurde schrittweise der freie Samstag in Deutschland zur neuen Normalität.

4-Tage-Woche / 30-Stunden-Woche / 25-Stunden-Woche

Unter dem Eindruck von Klimakrise, Pandemie, wirtschaftlicher Rezession, dem Bemühen um eine faire Aufteilung von Sorge- und Erwerbsarbeit in Partnerschaften, und einem wachsenden Bewusstsein für die ‚Work-Life-Balance‘ kommt es seit einiger Zeit bei

Einzelnen, sozialen Bewegungen, linken Parteien und Wirtschaftsunternehmen zu vermehrten Forderungen nach und Experimenten mit generellen Arbeitszeitverkürzungen. Die Gewerkschaften spielen dabei im Gegensatz zu früher bisher noch keine führende Rolle. Den Jungsozialisten bei der SPD hingegen ist 2022 hier ein Coup gelungen: Als die SPD in Berlin zu ihrem Debatten-Konvent zusammenkam, setzten die Jusos mit dem Antrag Ar008 einen revolutionären Akzent in der Arbeitsmarktpolitik: "Um eine Arbeitswelt zu schaffen, die Beschäftigten Lebensqualität und Selbstbestimmung einräumt, setzen wir uns für eine wöchentliche Arbeitszeit von mittelfristig 25 Stunden ein", und zwar bei vollem Lohnausgleich. Zur allgemeinen Überraschung wurde der Antrag angenommen. Seitdem ist radikale Arbeitszeitverkürzung offizielles Programm einer Partei, die davon ebenso wie die Gewerkschaften in ihrer Mehrheit erst einmal nichts wissen will und sie für unrealistisch hält. Vielleicht könnte es bald aber zu einem breiten Bündnis zur Durchsetzung von radikaler Arbeitszeitverkürzung kommen, wenn Frauenbewegungen, Umweltbewegungen und neue, stärker auf ihre Lebensqualität bedachte Generationen die Gewerkschaften und die fortschrittliche Parteien davon überzeugen, dass über 100 Jahre nach dem Stinnes-Legien-Abkommen die nächste fortschrittliche Etappe in der Geschichte des Kampfes um humanere Arbeits- und Lebensbedingungen für alle gekommen ist. Vielleicht könnten dann auch Künstler:innen und Intellektuelle, wie schon 1918 in der Novemberrevolution und dann im Mai 1968, endlich wieder einmal eine fortschrittliche gesellschaftliche Rolle spielen?

A

Androzentrismus

Als androzentrisch definiert die feministische Theorie eine kapitalistisch-industriegesellschaftliche Ordnung, die um die männliche Lohnarbeitsbiografie und Lebensweise herum organisiert ist. Männliche

Lebensweisen und Lebensläufe geben hier den Normalitätsstandard vor, an dem sich die Subjekte messen lassen müssen – und, im Falle der meisten Frauen, für ungenügend und weniger wert befunden werden. Produktivität und Arbeit werden hier immer schon einseitig auf die eine Seite des Lebens beschränkt, und die andere Seite, die ganze Welt von Reproduktion und Sorge um das Leben, ins Unsichtbare, scheinbar Selbstverständliche und im Vergleich Wertlosere verschoben. Sie werden verschoben in eine primär dienende Funktion für die Reproduktion männlicher Arbeitskraft und Aufzucht zukünftiger Arbeitskräfte. Auch radikale Arbeiterbewegung und Sozialismus, angetreten als politische und intellektuelle Kraft zur radikalen Zurückdrängung oder gar Überwindung der kapitalistischen Zurichtung und Inwertsetzung des Lebens, teilten lange Zeit die einseitig männlich-industriegesellschaftliche Sicht auf den Begriff der Arbeit. Zwar gibt es auch bei Marx, vor allem aber Engels zahlreiche positive Bezüge zu Frauenbewegungen. Doch ihre Vorstellungen einer emanzipatorischen Veränderung der wirtschaftlichen Produktionsverhältnisse in Richtung einer ‚freien Assoziation‘ erkennt zu keiner Zeit die sozialen Reproduktionsverhältnisse in Familien als ebenso revolutionierungsbedürftig an.

„(K)einer der sozialistischen Autoren, die im 19. Jahrhundert für die Frauenbewegung Partei ergreifen, kommt der Idee auch nur nahe, die Bedingungen von Zwanglosigkeit und Gleichberechtigung innerhalb von persönlichen Beziehungen mit Hilfe desselben Modells zu beschreiben, das man für den Entwurf revolutionierter Produktionsverhältnisse verwandt hatte; obwohl der ganze Begriff der sozialen Freiheit offensichtlich zunächst am anschaulichen Vorbild der Liebe gewonnen und von dort auf die gesellschaftlichen Arbeitsbeziehungen übertragen worden war, unternimmt man dort, wo die Belange der gerade entstehenden Frauenbewegung in den Blick geraten, keinerlei Anstrengung, ebenjenen Begriff nun umgekehrt wieder für das Projekt einer Emanzipation von Ehe und Familie fruchtbar zu machen.“

(Axel Honneth, Die Idee des Sozialismus. Versuch einer Aktualisierung, Erweiterte Ausgabe, Berlin 2020, S. 131f.)

Die immer schon androzentrische Sicht auf die Probleme der Emanzipation der Arbeit in der kapitalistischen Industriegesellschaft hat sich bis heute mehrheitlich durchgehalten. Wegen selbst einigermaßen progressiven Teilen von Arbeiter- und Frauenbewegung bis heute noch keine andere Lösung zur weiblichen Emanzipation eingefallen ist als die vulgäre ökonomistische Vision einer Assimilation an das männliche Lebensmodell:

„(W)omen are left with no alternatives but (try to) become replicas of men.“

(Carole Pateman, *The Sexual Contract*, Stanford 1988, S. 187)

„Try to“ – ein Versuch, der immer schon zum Scheitern verurteilt ist. Man glaubt also im Rahmen der aktuellen Hegemonie (im Rahmen eines Bündnisses von Staat, Unternehmen, Gewerkschaften und Frauenbewegung), durch die Steigerung weiblicher Arbeit in der Produktionssphäre werde sich das Problem von Freiheit und Gleichheit in der Reproduktionssphäre von selbst erledigen. Diese illusionäre Annahme, das ungelöste Strukturproblem der gesellschaftlichen Organisation der Reproduktionsarbeit (die in die Grundlagen der Gesellschaft eingelassene **geschlechtsspezifische Arbeitsteilung**) werde sich durch gesteigerte Erwerbstätigkeit und staatliche Kinderbetreuung von selbst auflösen, eint den Mainstream von kapitalistischem wie sozialistischem Lager. Letzteres glaubt daran, „(...) die Frauen durch Einbeziehung in die zukünftig zu schaffenden, assoziativen Produktionsverhältnisse vom Bann des Patriarchats zu befreien.“

(Axel Honneth, *Die Idee des Sozialismus*, S. 133)

Arbeitskampf

Arbeitskämpfe sind das wichtigste Machtmittel der organisierten Arbeiter:innenschaft zur Durchsetzung ihrer Interessen. War die Streikbereitschaft in Deutschland in der jüngeren Vergangenheit insgesamt eher gering, zeigt sich seit einigen Jahren eine Trendwende hin zu vermehrten Streiks und teilweise erfolgreicher Durchsetzung von Tarifforderungen. Der Kampf um die Arbeitszeit, um die Länge des **Arbeitstags**, stand schon immer im

Mittelpunkt sowohl der Arbeiter:innenbewegung als auch ihrer Theoretiker:innen.

Arbeitsplatz

Der Arbeitsplatz ist eine zugleich materielle und symbolische Kategorie. Eine bestimmte Stelle in einem Arbeitsbetrieb und seinen Abläufen und Organisationsformen, und eine rechtlich-symbolische Integration in die Gesellschaft. Vor allem aber ist er, im Regime der Lohnarbeitsgesellschaft des demokratischen Wohlfahrtsstaates, ein Privatbesitz der Lohnarbeiter:in. Das bedeutet, dass die kapitalistische Lohnarbeitsgesellschaft nicht nur durch den Privatbesitz an Produktionsmitteln gekennzeichnet ist, sondern auch durch den Privatbesitz an ‚Arbeitsplätzen‘ oder ‚Stellen‘.

Arbeitstag [nach Karl Marx]

In der warenproduzierenden Gesellschaft ist gemäß Marx' Lehre vom Arbeitswert und Mehrwert der Arbeitstag die Summe von gesellschaftlich notwendiger Arbeit und Mehrarbeit:

„Die Summe der notwendigen Arbeit und der Mehrarbeit, der Zeitabschnitt, worin der Arbeiter den Ersatzwert seiner Arbeitskraft und den Mehrwert produziert, bildet die absolute Größe seiner Arbeitszeit – den Arbeitstag (working day).“

Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. 1, in: Marx-Engels-Werke Bd. 23, Berlin 1986, S. 244)

Wenn der Wert der Arbeit im Wesentlichen durch die verausgabte Arbeitszeit bestimmt wird, und Kapital im Wesentlichen aufgespeicherte Arbeit(zeit) ist, dann liegt der Schwerpunkt der Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit im Kampf um den Mehrwert, der zugleich einer um die durchschnittliche Arbeitszeit oder Normalarbeitszeit ist. Der Arbeiter sagt:

„Ich verlange den Normalarbeitstag, weil ich den Wert meiner Ware verlange, wie jeder andere Verkäufer.“

(Ebenda, S. 249)

Ändert sich die Normalarbeitszeit, der

Arbeitstag trotz erheblicher Fortschritte der Arbeitsproduktivität nicht, wie es seit über hundert Jahren der Fall ist, dann kann man zum einen von einer Art Waffenstillstand im Kampf Kapital gegen Arbeit sprechen; zum anderen faktisch von einem Sieg des Kapitals, das sich, sofern die Löhne nicht exakt mit den Produktivitätsfortschritten ansteigen, den Mehrwert aneignet. Im Kampf von Kapital und Arbeit stehen immer „Recht gegen Recht“:

„Zwischen gleichen Rechten entscheidet die Gewalt. Und so stellt sich in der Geschichte der kapitalistischen Produktion die Normierung des Arbeitstags als Kampf um die Schranken des Arbeitstags dar – ein Kampf zwischen dem Gesamtkapitalisten, d.h. der Klasse der Kapitalisten, und dem Gesamtarbeiter, oder der Arbeiterklasse.“

(Ebenda)

Die Normierung des Arbeitstags ist Marx zufolge jeweils das Resultat eines „vielhundertjährigen Kampfes“ zwischen Kapital und Arbeit (S. 286), ein „Bürgerkrieg“ zwischen den beiden Klassen (S. 325f.), in welchen dann irgendwann der Staat mit Arbeits- und Fabrikgesetzen eingegriffen hat, dennoch bis heute die Autonomie der beiden Gegner beziehungsweise ‚Tarifpartner‘ anerkennt.

„Je mehr die Produktivkraft der Arbeit wächst, um so mehr kann der Arbeitstag verkürzt werden, und je mehr der Arbeitstag verkürzt wird, desto mehr kann die Intensität der Arbeit wachsen. Gesellschaftlich betrachtet, wächst die Produktivität der Arbeit auch mit ihrer Ökonomie. Diese schließt nicht nur die Ökonomisierung der Produktionsmittel ein, sondern die Vermeidung aller nutzlosen Arbeit. Während die kapitalistische Produktionsweise in jedem individuellen Geschäft Ökonomie erzwingt, erzeugt ihr anarchisches System der Konkurrenz die maßloseste Verschwendung der gesellschaftlichen Produktionsmittel und Arbeitskräfte, neben einer Unzahl jetzt unentbehrlicher, aber an und für sich überflüssiger Funktionen. Intensität und Produktivkraft der Arbeit gegeben, ist der zur materiellen Produktion notwendige Teil des gesellschaftlichen Arbeitstags um so kürzer, der für freie, geistige und gesellschaftliche Betätigung der Individuen

eroberte Zeitteil umso größer, je gleichmäßiger die Arbeit unter alle werkfähigen Glieder der Gesellschaft verteilt ist (...).“

(Ebenda, S. 552)

Die Verkürzung des Arbeitstags ist daher sowohl Ziel wie Voraussetzung von emanzipatorischen Arbeitskämpfen und Arbeitsutopien. Tendiert die Logik des Kapitalismus dazu, ‚in jedem individuellen Geschäft Ökonomie‘ zu erzwingen, also alle Lebensbereiche der Logik von Lohnarbeit und kapitalistischer Verwertung zu unterwerfen, letztlich also alle Lebenszeit in Arbeitszeit zu verwandeln, und dabei mit einer ‚anarchischen‘ Konkurrenz zwischen den Lohnarbeiter:innen die Ungleichheiten auf die Spitze zu treiben, so kann die emanzipatorische Logik also nur genau umgekehrt darin bestehen, die notwendige Arbeit immer mehr zu verkürzen und den Bereich des ökonomischen Kalküls zu verringern, den für freie, reproduktive, politische und geistige Tätigkeiten aller Art verfügbaren ‚Zeitteil‘ zu vergrößern, und die notwendigen Arbeiten im Rahmen einer politischen Fairnessregel gleichmäßig unter allen zu verteilen. Aus dieser Logik ergeben sich sehr einfache Kategorien zur Bewertung historischer Momente und Bestrebungen als jeweils fortschrittlich oder rückwärtsgewandt.

Arbeitsvertrag

Der Arbeitsvertrag im Rahmen einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung ist der Dreh- und Angelpunkt der sozialen Ordnung der Lohnarbeitsgesellschaft. Es ist der historische Kompromiss von Staat, Arbeiterschaft und Kapital, um dessen Aufrechterhaltung seit Jahrzehnten erbittert gekämpft wird. Die Kapitaleseite hat in diesem Kampf seit einigen Jahrzehnten große Erfolge in Richtung Deregulierung und Individualisierung von Arbeitsverhältnissen errungen. Keinen stabilen Arbeitsvertrag, keine feste Stelle zu haben und also prekär zu arbeiten, bedeutet eben für die Arbeiter:in, relativ rechtlos zu sein, also keinen ‚Privatbesitz an Arbeitsplätzen‘ zu haben. Seit einigen Jahren haben Staat und Arbeiter:innenbewegungen hingegen wieder einige Achtungserfolge errungen und einige verloren

gegangene Gebiete zurückerobert. Tatsache bleibt, dass für die große Mehrheit der Bevölkerung der Arbeitsvertrag, der private Besitz eines Arbeitsplatzes die wichtigste materielle, aber auch symbolische Lebensgrundlage bleibt.

B

Beruf

„Nun ist unverkennbar, daß schon in dem deutschen *W o r t e* ‚Beruf‘ ebenso wie in vielleicht noch deutlicherer Weise in dem englischen ‚calling‘, eine religiöse Vorstellung: – die einer von Gott gestellten *A u f g a b e* – wenigstens *m i t* klingt (...).“

(Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I, Tübingen 1988, S. 63)

Nicht umsonst behandelt Max Weber das Problem des Berufs als Teil der Religionssoziologie. Denn er versteht es tatsächlich als ein religiöses Problem: Berufsarbeit nicht nur als zweckrationale Sicherung des Lebensunterhalts, als ‚Verdienen‘ von Geld im Kontext von Lohnarbeit. Sondern auch als durchaus irrationale Angelegenheit: als Ritus, als einen Kult, um dem Leben einen Sinn zu geben, um so das Seelenheil zu ‚verdienen‘. Für Weber ist Berufsarbeit im Kapitalismus nicht nur ein notwendiges Übel, sondern eine „Praxis der Seelsorge“. Die planmäßige Lebensführung des Kapitalisten hat, jenseits rationaler Kalküle und nackter Überlebenszwänge, einen ‚irrationalen‘ Kern: Der ‚Geist‘ des Kapitalismus ist puritanisch, beruht letztlich auf einer theologisch zu deutenden Form der Entsagung, die der Angst des Menschen um sein Seelenheil entspringt:

„An die Stelle der demütigen Sünder, denen Luther, wenn sie in reuigem Glauben sich Gott anvertrauen, die Gnade verheißt, werden so jene selbstgewissen ‚Heiligen‘ gezüchtet, die wir in den stahlharten puritanischen Kaufleuten jenes heroischen Zeitalters des Kapitalismus und in einzelnen Exemplaren bis in die Gegenwart wiederfinden. Und andererseits wurde, um jene Heilsgewißheit zu *e r l a n g e n*, als hervorragendstes Mittel *r a s t l o s e B e r u f s*

a r b e i t eingeschärft. Sie und sie allein verscheuche den religiösen Zweifel und gebe die Sicherheit des Gnadenstandes.“

(Ebenda, S. 105f.)

Während Weber diese Typologie vor allem an der Figur von Kapitalisten, also Kaufleuten und anderen Mitgliedern der Bourgeoisie festmachte, kann man die Geschichte des 20. und frühen 21. Jahrhunderts so deuten, dass der Geist des Kapitalismus nun auch auf die Lohnarbeiter:innen übergreift – dass also ihre Bereitschaft zur Entsagung in Form rastloser, lebenslanger Lohnarbeit nicht nur dem nackten Zwang zum Überleben entspringt, sondern ebenfalls einer spezifisch religiösen Heilssuche. Es geht darum, einen festen Platz, einen Ort in der symbolischen Ordnung zu erlangen. Das gilt auch und besonders dann, wenn es im Zuge des ökonomischen Strukturwandels von der Industrie- zur sogenannten Dienstleistungsgesellschaft nicht mehr genügend feste berufliche Stellungen für alle gibt.

C

Care(Arbeit)

„Make kin, not babies“. Donna Harraways programmatischer Aufruf erweitert das Spektrum der sozialen Sorge- und Reproduktionsarbeit über den engen Rahmen der bürgerlichen Kleinfamilie hinaus. Es geht dann nicht nur um die Bewirtschaftung der jeweils eigenen privaten Haushalte und die Sorge um die eigene Familie als ursprüngliche Domäne affektiver weiblicher Arbeit. Es geht um die Arbeit der Stiftung und Pflege sozialer Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen insgesamt. Im zeitgenössischen Sprachgebrauch haben sich für diese Tätigkeiten die Begriffe Care oder Sorge eingebürgert. Mit einer queer-feministischen und ökologischen Care-Ökonomie wurde ein gedanklicher Paradigmenwechsel vorgenommen: Weg von einer einseitigen, ökonomistischen, männlich dominierten Sicht auf Wirtschaft, hin zu einem umfassenden Begriff von Ökonomie. Das erfordert dann auch, anders zu rechnen und sämtlichen sozialen Reproduktionsarbeiten politisch wie ökonomisch in unsere gesamt-

wirtschaftlichen Rechnungen einzubeziehen. Aus emanzipatorischer Perspektive geht es darum,

„(...) Care als Mitte einer neu an ihrer Ausgangsdefinition ausgerichteten Ökonomie zu verstehen und zu etablieren. (...) Aus der Hinwendung zu den marginalisierten notwendigen Tätigkeiten, die schon die Hausarbeitsdebatte gekennzeichnet hatte, entwickelt sich die Überzeugung, dass mit dem Begriff Care nicht nur die Gleichstellung oder Integration bestimmter vernachlässigter Bereiche zur Debatte steht, sondern der Übergang zu einem post-dichotomen ökonomischen Paradigma.“

(Ina Praetorius, *Wirtschaft ist Care oder: Die Wiederentdeckung des Selbstverständlichen*, Berlin 2015, S. 41), S. 51f.)

Es geht hier also um einen ökologisch-feministischen Kulturkampf, um eine tatsächlich revolutionäre Umwertung aller Werte, in deren Rahmen die Sorge um das Leben, die Welt, sich selbst und die anderen in den Mittelpunkt tritt. Die Reproduktionsarbeit wird dann als ebenso bedeutsam wie die Produktionsarbeit bewertet, kulturell sogar als noch bedeutsamer. Sie wird dann in einem umfassenden Sinne als „Mitte allen Wirtschaftens“ verstanden,

„(...) und die Ökonomie muss wieder in die Mitte nehmen, was sie als ihre Mitte definiert hat: die ‚Befriedigung menschlicher Bedürfnisse der Lebenserhaltung und der Lebensqualität.“

(Ebenda, S. 31)

Eine der radikalsten Positionen eines kritischen Begriffs von Sorge und Selbstsorge in diesem Zusammenhang ist aktuell vielleicht die „Sick Woman Theory“:

Aufeinander und auf sich selbst achtzugeben, ist der antikapitalistischste Protest, den es gibt. Die Verletzlichkeit und Fragilität und Prekarität von einander ernst zu nehmen und anzuerkennen, uns zu unterstützen, anzuerkennen und zu stärken. Eine radikale Verwandtschaft, eine Gemeinschaft wechselseitiger Abhängigkeit, eine Politik der Care.

(nach Johanna Hedva, *Sick Woman Theory*, 2020)

D

Dienstboten

Seit längerer Zeit wird von einer neuen Dienstbot:innengesellschaft nach dem Vorbild des Frühindustrialismus gesprochen. Es erscheinen Bücher wie *Die Rückkehr der Diener*. Das neue Bürgertum und sein Personal von Christoph Bartmann. Die entsprechende Diskussion schillert dabei zwischen Sozialneid und bürgerlicher Selbstgeißelung. Dabei wird wahlweise auf die triste Realität der ‚hart arbeitenden Leute‘ aus den unteren Gesellschaftsschichten der inländischen wie migrantischen Bevölkerungsteile abgezielt, die den Leistungseliten des neuen Bürgertums zu Diensten stehen, oder auf das schlechte Gewissen eben jener Eliten, die merken, dass sich ihre eigene durchaus ebenfalls oft hart verdiente Statusposition letztlich einer Form sozialer Ungleichheit auf nationaler wie globaler Ebene verdankt, die mit anspruchsvollen Konzepten einer Demokratie unvereinbar ist. Im aufgeklärten Absolutismus war man noch so konsequent, den Diener:innen mit Verweis auf ihre Unselbständigkeit das Wahlrecht vorzuenthalten. Heute produziert der Widerspruch zwischen formaler demokratischer Mündigkeit und faktischer ökonomischer Feudalität im bürgerlichen Mainstream vor allem schlechtes Gewissen, und im politischen Raum rechtspopulistische Massenbewegungen. Sie artikulieren auf verquere Weise, wie Adorno schon früh anhand seiner Analysen des Antisemitismus und des autoritären Charakters zeigte, den Skandal, dass allen modernen Versprechungen auf Demokratie, Freiheit und Glück zum Trotz die Massen in ihrer Mehrheit nach wie vor in letztlich entwürdigenden Verhältnissen leben und arbeiten. Der Topos der ‚hart arbeitenden Leute‘ ist insofern das klassische politische Ressentiment des Rechtspopulismus schlechthin. Es wendet sich gegen diejenigen, die es tatsächlich oder vermeintlich leichter haben – wird aber nicht ‚von unten‘, von den tatsächlich ausgebeuteten Massen artikuliert, sondern ‚von oben‘, von populistischen Führer:innen. Seine Botschaft ist, Adorno zufolge:

„(W)eil man selber glaubt, hart arbeiten zu müssen oder es wirklich muß; und weil man im tiefsten weiß, daß harte physische Arbeit heute eigentlich bereits überflüssig ist. (Deshalb) denunziert man dann die, von denen zu Recht oder Unrecht behauptet wird, sie hätten es leichter.“

(Theodor W. Adorno, Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute, in: Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft, Frankfurt am Main 1971, S. 117)

Dienstleistung(sgesellschaft)

Die postindustrielle Gesellschaft wird von vielen als Dienstleistungsgesellschaft bezeichnet. Ist der Wandel von der agrarischen zur industriellen Gesellschaft durch den Übergang vom Primat des primären zum Primat des sekundären Sektors gekennzeichnet, so eben der Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft durch den neuen Vorrang des tertiären Sektors. Die entscheidende Frage dabei ist, welche Qualität und welchen arbeitsrechtlichen Status die neu entstandenen personenbezogenen und haushaltsnahen Dienstleistungen haben und woher (außer aus dem zugleich kapitalistischen und wohlfahrtsstaatlichen Drang, neue Arbeitsfelder zu erschließen) ihr Personal rekrutiert wird. Wie beim Übergang von der agrarischen zur industriellen Gesellschaft auch müssen die Arbeitskräfte, müssen die Lohnarbeiter:innen des Dritten Sektors überhaupt erst einmal entstehen, in Form einer **ursprünglichen Akkumulation** und im Rahmen kolonialer Landnahmen. Wie damals (und heute in der Zweiten und Dritten Welt) die Landbewohner in Städte und andere Länder getrieben, vertrieben und verschleppt wurden, so heute aus den privaten Haushalten auf den Arbeitsmarkt. Beim größten Teil der Tätigkeiten handelt es sich um relativ schlecht bezahlte und arbeits- wie sozialrechtlich eher schwach geschützte ‚Frauenarbeit‘. Sie existiert vor allem dadurch, dass seit den 1970er Jahren die Erwerbsquote der Frauen rasant ansteigt, wodurch zum einen neue Arbeitskräfte entstehen, zum anderen, eben durch das Fehlen der bisher oftmals ‚hauptberuflich‘ in den Haushalten tätigen Menschen in eben diesen Haushalten, ein Bedarf an Arbeitskräften, die Haushalte in Ordnung halten, putzen, einkaufen, kochen, Kinder hüten, bei kranken Kindern bleiben, ältere

Angehörige pflegen usw.

Von dem ökosozialistischen und feministischen Denker André Gorz stammt die wichtigste Deutung dieses Kreislaufs der Dienstleistungs- oder Dienstbotengesellschaft. Er beschreibt sie als ökonomisches Nullsummen- bzw. Negativsummenspiel. Gorz' Ausgangspunkt ist die Krise der Arbeitsgesellschaft infolge revolutionärer technischer Fortschritte, die im industriellen Sektor massenhaft Arbeitskräfte ersetzen. Hat die bisherige Geschichte kapitalistischer Produktivkraftentwicklung dazu geführt, immer mehr Güter in immer kürzerer Zeit herzustellen und letztlich nutzlose Arbeit zu vermeiden, so kehrt sich diese Logik mit der Krise der industriellen Arbeitsgesellschaft um: Staat und Kapital gehen einen historischen Kompromiss ein, demzufolge es in Zukunft vor allem um die Beschäftigung möglichst vieler Menschen geht. Nun geht es nicht mehr darum, in möglichst kurzer Zeit unter möglichst anständigen Bedingungen unseren Reichtum zu erzeugen, und die frei gewordene Zeit in gesellschaftlichen Reichtum an Tätigkeiten und Fähigkeiten außerhalb der Lohnarbeit zu investieren. Es geht genau umgekehrt darum, möglichst viele bisher noch nicht im Bereich von kapitalistischer Lohnarbeit befindlichen Tätigkeiten für diesen Markt zu erschließen, und zwar so,

„(...) dass diese Aufgaben soviel Menschen wie möglich beschäftigen und soviel Zeit wie möglich verbrauchen sollen, jedoch in Gestalt käuflicher Dienstleistungen. Denn nicht mehr die Arbeitskraft ist zu einem knappen Gut geworden, sondern die bezahlte Arbeit. Es handelt sich also darum, von nun an auf die häuslichen Aufgaben selbst mehr Stunden an bezahlter Arbeit zu verwenden, als sie an Stunden von Eigenarbeit benötigen würden, wenn jeder sie selbst verrichtete. ‚Arbeit zu geben‘, ‚Arbeitsplätze zu schaffen‘, das ist das Ziel der neuen tertiären Anti-Ökonomie.“

(André Gorz, Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft, Hamburg 1994, S. 220f.)

Die nun schon seit Jahrzehnten andauernden Debatten um die elenden Arbeits- und Existenzbedingungen des Dienstleistungsproletariats, mit allen bekannten Aspekten von Prekarisierung, Niedriglohnarbeit und

Massenarmut, haben zwar einige aufklärerische Verdienst. Sie gehen jedoch allesamt an dem zentralen Punkt vorbei, den Gorz beleuchtet: Die Dienstleistungsgesellschaft ist auf grundlegender Ebene eine ‚tertiäre Anti-Ökonomie‘, die prinzipiell defizitär ist und prinzipiell nicht wertschöpfend sein kann. Sie kann wenn überhaupt dann nur auf zwei Weisen existieren: Als Einführung einer neo-feudalen Dienstbotenklasse, die wie in frühen Phasen der kapitalistischen Industriegesellschaft von gehobenen Mittelschichten und Oberschichten zu ihrer Bequemlichkeit ausgehalten wird; und in Form staatlicher oder privater sozialer und medizinischer Betreuungsinfrastrukturen, die von Steuererhöhungen und Staatsschulden getragen werden – für deren Finanzierung letztlich die Wirtschaft insgesamt zu immer größerem Wachstum und die Bevölkerung insgesamt zu immer intensiverer Arbeit und immer längeren Arbeitszeiten gezwungen sein wird (was sowohl mit einem guten Leben wie mit einer Postwachstumsökonomie unvereinbar ist). Die emanzipatorische Alternative liegt darin, das, was Gorz 'Eigenarbeit' nannte und heute vor allem als Care- oder Sorgearbeit bezeichnet wird, in seiner zeitlichen ebenso wie symbolischen Bedeutung gegenüber den erwerbsförmigen, warenproduzierenden Arbeiten aufzuwerten. Das würde bedeuten, den symbolischen ebenso wie zeitlichen Vorrang der Lohnarbeit in der Organisation der Gesellschaft, des Arbeitsmarktes, des Alltags und der Subjektidentität zu überwinden.

Doppelbelastung

Ein zentraler Begriff zur Beschreibung der unvollständigen Gleichstellung von weiblich gelesenen Personen in der Lohnarbeitsgesellschaft ist Doppelbelastung. Da sich an der generell zugeschriebenen Verantwortung von mehrheitlich Frauen für Familie, Haushalt und Kinderbetreuung noch immer nichts geändert hat (was man daran ablesen kann, dass kein Mann merkwürdig angeschaut wird, wenn er einige Monate nach Geburt eines Kindes in Vollzeit erwerbstätig ist, das heißt im Durchschnitt inklusive Arbeitsweg 9 bis 10 Stunden täglich nicht zu Hause ist), hat sich im

Rahmen des Königswegs weiblicher Emanzipation (steigende Berufstätigkeit) die permanente Doppelbelastung institutionalisiert. Während die meisten jüngeren Frauen das Problem verdrängen, trifft es sie irgendwann mit voller Wucht, wenn sie in die ‚Rush-Hour des Lebens‘ kommen. Dann entsteht Das Unwohlsein der modernen Mutter, wie es in dem gleichnamigen Buch von Mareice Kaiser aus dem Jahr 2021 beschrieben wurde. Es handelt sich um ein Massenschicksal, das zwar zunehmend beklagt wird, bisher aber noch nicht wirklich mit erkennbaren produktiven Folgen für das Leben der Einzelnen und die Verteilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern.

E

Ehrenamt

Ganz gleich ob in Sportvereinen oder Kunstvereinen, Parteien oder Nichtregierungsorganisationen, Kirchen oder Chören, Feuerwehren und Sozial- wie Gesundheitsdiensten, mittlerweile sogar in privaten Haushalten: Die ganze Gesellschaft ist von einem spannungsvollen Neben- und Ineinander von Professionellen und Laien, Hauptamtlichen und Nebenamtlichen, Bezahlten und Freiwilligen durchzogen. Das Ehrenamt ist eine tragende Säule der bürgerlichen Gesellschaft. Es ist ein zentraler Engpass unserer Gesellschaft, seit der Kult um berufliche Selbstverwirklichung und Statusgewinn zusammen mit dem weiblichen Exodus aus unbezahlter Haus- und Familienarbeit eine prekäre Vollerwerbsgesellschaft erzeugt hat, mit massenhaft unsicherer und schlecht bezahlter Beschäftigung. Das Ehrenamt ist in der Krise, teils weil es sich weniger Menschen leisten können, ohne Bezahlung oder mit nur geringen Aufwandsentschädigungen arbeiten zu können, teils weil es sich im Zuge wachsender Statuskonkurrenz um berufliches Ansehen weniger Menschen leisten wollen. Es herrscht ein ebenso realer wie gefühlter allgemeiner Zeitmangel. Das trifft die Kunstvereine ebenso wie die Studentischen Selbstverwaltungen und die Paare und Familien. Die massenhafte Laienintelligenz, essentieller Teil einer demokratischen Gesellschaft, schwindet dahin und macht einer

zunehmenden Professionalisierung Platz. Die davon ausgehende Geschäftigkeit wird man kaum als progressiv bezeichnen können, hält sie doch die Einzelnen zu immer stärkeren Kalkülen in Bezug auf das wertvollste Gut an, das sie zu geben haben: ihre eigene Zeit.

Erschöpfung

Klagen über Stress und Erschöpfung durch steigende Arbeitsbelastungen sind schon lange unüberhörbar geworden. Dominierten in den 2000er und mittleren 2010er Jahren noch eher kritisch-klinische Diagnosen des Leidens an den Pathologien der Arbeitsgesellschaft mit Büchern wie *Das erschöpfte Selbst*. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart von Alain Ehrenberg, Beschleunigung von Hartmut Rosa oder *Das überforderte Subjekt* von Thomas Fuchs, so zeigen sich seit einigen Jahren erste progressive Ansätze eines Mentalitätswandels: Man hat das Gefühl, dass hier nicht mehr nur ein Schicksal beklagt wird, sondern auch aktiv nach Auswegen gesucht wird. Zum einen gibt es eine große Kündigungswelle, zuerst in den USA bemerkt, die unter dem Namen ‚Great Resignation‘ für Aufsehen sorgt. Zum anderen zeigt sich, dass große Teile der jüngeren Generationen nicht mehr so viel arbeiten möchten wie die heute 50- und 60-Jährigen. Umfragen zufolge sehnt sich eine Mehrheit der deutschen Bevölkerung nach kürzeren Arbeitszeiten und geringeren Arbeitsbelastungen – nach einer besseren Vereinbarkeit von Arbeit und Leben und besserer Lebensqualität. Bisher sind das noch eher individuelle Suchbewegungen, doch es könnten daraus durchaus auch kollektive Bewegungen entstehen, die dafür sorgen, dass sich nicht mehr nur Privilegierte ein anderes, besseres Leben mit kürzeren Arbeitszeiten und besserer Vereinbarkeit mit Familie, Freundschaft, Ehrenamt und Bildung leisten können. Bewegungen also, die kollektiv veränderte Arbeitszeiten bei vollem Lohnausgleich fordern. So weit ist die Gesellschaft noch nicht. Am prominentesten in der öffentlichen Diskussion sind weiterhin populäre Bücher wie *„Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit“* von Franziska Schutzbach aus dem Jahr 2021, die zwar durchaus progressiv

gemeint sind, doch tendenziell stärker sind in der Artikulation der Klage über Mehrfachbelastungen im Alltag (und in der impliziten Schuldzuweisung an heutige ‚Männer‘, die damit aber wohl strategisch kaum als fortschrittliche Bündnispartner gewonnen werden) als in der selbstbewussten Artikulation des Begehrens einer anderen Lebensweise für alle.

F

Familieneinkommen

In ihrem berühmten Text *Nach dem Familienlohn: Ein postindustrielles Gedankenexperiment* fragt die amerikanische Feministin Nancy Fraser nach den tieferen Ursachen der seit Jahrzehnten andauernden Krise von industrieller Arbeitsgesellschaft und Wohlfahrtsstaat. Genauso wichtig wie Globalisierung, ökonomischer Strukturwandel und die damit verbundene Schwächung von Gewerkschaften und Arbeiterparteien ist in ihren Augen der Zerfall der alten Geschlechterordnung.

„Die bestehenden Wohlfahrtsstaaten basieren auf Annahmen über die Geschlechter, die immer weniger mit dem Leben und dem Selbstverständnis vieler Menschen übereinstimmen. Sie bieten daher keinen angemessenen sozialen Schutz, insbesondere nicht für Frauen und Kinder. Die Geschlechterordnung, die jetzt verschwindet, entstand in der industriellen Ära des Kapitalismus und spiegelt die damalige soziale Welt wieder. Sie war um das Ideal des ‚Familieneinkommens‘ zentriert. (...) Das männliche Familienoberhaupt bezog ein ‚Familieneinkommen‘, das ausreichend war, um die Kinder und eine Frau und Mutter zu ernähren, die die unbezahlte Hausarbeit verrichtete. Natürlich gab es unzählige Familien, die nicht in dieses Schema paßten. Dennoch war dies die normative Vorstellung von einer ‚richtigen Familie‘.“

(Nancy Fraser, *Nach dem Familienlohn: Ein postindustrielles Gedankenexperiment*, in: *Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe eines postindustriellen Sozialstaats*, Frankfurt am Main 2001, S. 67-103 (67))

Die patriarchale Vorstellung eines ‚Familienlohns‘ mit klarer Geschlechterhierarchie und dauerhaft stabilen Arbeitsplätzen ist aber zunehmend unhaltbar geworden, und zwar sowohl empirisch vom Lohnniveau wie normativ hinsichtlich der Geschlechterbilder. In der postindustriellen Gesellschaft gibt es immer weniger Arbeitsplätze, von denen eine ganze Familie leben kann. Stattdessen ist die weibliche Erwerbstätigkeit stark angestiegen, und mit ihr befristete und schlecht bezahlte Arbeitsverhältnisse. Nancy Fraser fragt nun, welche neue Ordnung an die Stelle der alten patriarchalen Ordnung getreten ist, und welche emanzipatorischen Alternativen es geben könnte. Faktisch hat sich ihr zufolge das Modell der ‚allgemeinen Erwerbstätigkeit‘ durchgesetzt. Diesem zufolge übernehmen die Frauen tendenziell die typisch männlichen Lebensmuster der Orientierung an Erwerbsarbeit, bleiben aber der faktisch nach wie vor intakten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung gemäß weiterhin zuständig für Sorge- und Hausarbeit. Die normative Vorstellung der Gleichheit der Geschlechter kollidiert also damit, dass ihre materiellen und kulturellen Bedingungen in keiner Weise gegeben sind. Die drei deutlichsten Folgen sind massenhafte weibliche Armut, chronische Zeit-Armut infolge der permanenten Doppelbelastung mit Beruf und Familie, und schließlich ein chronischer Mangel an Anerkennung, weil die männlich zentrierte soziale Grundnorm der primären Identifikation mit dem Beruf letztlich doch für die meisten unerreichbar bleibt.

Der Ausweg, den Fraser skizziert, zielt darauf ab, den historischen Prozess weiblicher Emanzipation dahingehend zu korrigieren, dass nicht mehr die bisherigen männlichen Lebensweisen Maßstab der Befreiung sind. Dann geht es darum,

„(...) die Männer dazu zu bringen, in einem stärkeren Maße so zu werden, wie die Frauen heute sind, nämlich Menschen, die elementare Betreuungsarbeit leisten. (...) Der Schlüssel zur Verwirklichung der vollen Gleichheit der Geschlechter in einem postindustriellen Wohlfahrtsstaat liegt also darin, die gegenwärtigen Lebensmuster von Frauen zum

Standard und zur Norm für alle zu machen. Frauen verbinden heutzutage oft Einkommenserwerb und Betreuungsarbeit, wenngleich unter großen Schwierigkeiten und mit Streß.“

(Ebenda, S. 100f.)

Fraser nennt ihr Modell ‚universelle Betreuungsarbeit‘ im Gegensatz zum herrschenden Modell ‚universeller Erwerbstätigkeit‘. In seinem Rahmen wäre die geschlechtsspezifische Spaltung des Arbeitsmarktes in **Vollzeit- und Teilzeiterwerbsarbeit** aufgehoben. Im Rahmen eines neuen **Geschlechtervertrags** verliert Gender

„(...) seinen herausragenden Stellenwert als Strukturprinzip der sozialen Organisation. (...) Alle Arbeitsplätze würden für Arbeitnehmer zur Verfügung stehen, die auch Betreuungsaufgaben haben. Alle wären mit einer kürzeren Wochenarbeitszeit verbunden. Im Gegensatz zum Modell der allgemeinen Erwerbstätigkeit würde von den Arbeitnehmern jedoch nicht erwartet, dass sie die gesamte Betreuungsarbeit an soziale Dienste abgeben. Die informelle Betreuungsarbeit würde einestils staatlich unterstützt und wie die Erwerbsarbeit in ein einheitliches Sozialsystem integriert.“ (Ebenda, S. 101f.)

G

Geschlechtervertrag / geschlechterspezifische Arbeitsteilung

Die stillschweigende Voraussetzung des **Arbeitsvertrags** in der kapitalistischen Lohnarbeitsgesellschaft ist die Zuständigkeit von Frauen für die unbezahlte Haus-, Sorge- und Reproduktionsarbeit – und als ihre Entsprechung auf der anderen Seite die Unzuständigkeit der Männer für diese. Dies ist der Kern unseres Geschlechtervertrags, der mit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung die ganze soziale Ordnung trägt. Hierin liegt die Ungleichheit der Geschlechter a priori begründet. Für sie gelten eben

„(...) two commonly made but inconsistent presumptions: that women are primarily

responsible for the rearing of children; and that serious and committed members of the workforce (regardless of class) do not have primary responsibility, or even shared responsibility, for the rearing of children. The old assumption of the workplace, still implicit, is that workers have wives at home."

(Susan Moller Okin, *Justice, Gender, and the Family*, New York 1990, S. 5f.)

Diese Ordnung trägt die Gesellschaft auch dann noch, wenn man wie heute nicht mehr unbedingt von einem rein binären Geschlechtersystem ausgeht, Geschlecht also nicht mehr als natürlich gegeben erscheint sondern eher als wählbar und wechselbar, als Resultat von individuellen, sozialen und kulturellen Konstruktionen wie Aushandlungen: 'Frau' ist in diesem System eben diejenige soziale Rolle und Subjektidentität, welche die sozial weniger angesehenen Arbeitsaufgaben übernimmt und dafür eine gesellschaftlich weniger sichtbare und weniger angesehene Statusposition in Kauf nimmt. Im neuen Geschlechter- und Familienregime bleibt die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung also bestehen. Aber im Rahmen der Verflüssigung von Geschlechtsidentitäten können die Subjekte vermehrt aus der beherrschten in die herrschende Position wechseln (vorausgesetzt, sie finden eine Partner:in, die mitmacht, oder haben genug Geld, um einheimische oder migrantische Subalterne für Haushalts- und Betreuungsarbeiten zu bezahlen) und umgekehrt.

I

Identität

Die Lohnarbeit klebt wie eine zweite Haut an den Einzelnen. Offenbar ist sie für die meisten von elementarer identitätsstiftender Bedeutung (oder vielleicht sollte man eher sagen: für diejenigen gesellschaftlichen Gruppen, die bisher für dominant gehalten werden, im Wesentlichen also für westliche, weiße Männer). Die Krise der Arbeitsgesellschaft ist daher nicht nur eine Drohung mit Arbeitslosigkeit und Prekarität, sondern auch eine Drohung des Identitätsverlusts des

Arbeiters (da dies in der kapitalistischen Lohnarbeitsgesellschaft immer schon eine männliche Domäne war, die Domäne des Mannes und des Männlichen schlechthin, kann man hier darauf verzichten zu schreiben: der Arbeiter:in).

"Spending eight hours each day in the workplace and bringing home a wage packet is central to masculine identity."

(Carole Pateman, *The Sexual Contract*, Stanford 1988, S. 140)

Diese Identitätsvorstellung scheint eine Konstante zu sein, vermutlich zusammen mit der Macht des Kapitals das bedeutendste evolutionäre Hindernis auf dem Weg zu einer neuen, emanzipatorischen Lebensweise. So deutet Gilles Deleuze schon im Jahr 1984 das politische Scheitern der emanzipatorischen Linken an der Einlösung des Versprechens, das im Mai 1968 begonnen hat, als gleichsam identitätspolitische Weigerung, mit einer neuen Identität, einer neuen Zusammensetzung des Subjekts zu experimentieren:

"Alles Neue ist marginalisiert oder karikiert worden. Heute sieht man, wie sich die Arbeiter von Longwy an ihren Stahl, die Bauern an ihre Kühe klammern usw.: Was auch sollten sie anderes tun, da das gesamte Gefüge einer neuen Existenz, einer neuen kollektiven Subjektivität von der Reaktion gegen 68 im voraus zerschlagen wurde, auf der Linken fast ebenso wie auf der Rechten?"

(Gilles Deleuze, *Der Mai 68 hat nicht stattgefunden*, in: Gilles Deleuze, *Schizophrenie und Gesellschaft. Texte und Gespräche von 1975 bis 1995*, hrsg. von Daniel Lapoujade, Frankfurt am Main 2005, S. 220-222 (221))

M

Mami-Schiene

Die häufigste Lebensform von Familien im globalen Norden ist die Kombination von männlicher Vollzeit- und weiblicher Teilzeiterwerbstätigkeit. In der Forschung spricht man von 1,5-Erwerbspersonen-Haushalten. Diese Lebensform trägt die gesamte Struktur der postindustriellen Dienstleistungsgesellschaft und seines

prekären Dienstleistungsproletariats. Die Spaltung von relativ abgesicherten und relativ gut bezahlten Vollzeitstellen und arbeits- wie sozialrechtlich eher unsicheren und schlecht bezahlten Teilzeitjobs ist daher ein gesellschaftliches Ensemble von ökonomischer Ausbeutung und Geschlechterherrschaft. Mit weiblichen ‚Zuverdienst‘-Arbeiten (zum Beispiel als Mini-Jobs organisiert) erzeugen sie eine ‚Teilzeit-Falle‘. Nancy Fraser hat diesen Komplex „Mami-Schiene“ genannt:

„Obwohl die Kombination von staatlicher Unterstützung und Gehalt einem Mindestlohn entspricht, schafft dies auf dem Arbeitsmarkt eine ‚Mami-Schiene‘ – einen Markt mit flexiblen, nichtdauerhaften Vollzeit- und/oder Teilzeitarbeitsplätzen. Die meisten dieser Tätigkeiten werden – auch als Vollzeittätigkeiten – erheblich schlechter bezahlt werden als vergleichbare Tätigkeiten von Normalverdienern. Für die Zwei-Partner-Familie wird der ökonomische Anreiz bestehen, dass ein Partner einen lebensunterhaltssichernden Vollzeitarbeitsplatz behält, anstatt dass sich beide Partner die Betreuungsarbeit teilen (...).“

(Nancy Fraser, Nach dem Familienlohn: Ein postindustrielles Gedankenexperiment, in: Die halbierte Gerechtigkeit, Frankfurt am Main 2001, S. 67-103 (96))

Aus dieser Teilzeit-Falle kommt man Nancy Fraser und anderen avancierten Feminist:innen zufolge nur heraus, wenn man Teilzeit und Job-Sharing zur neuen, universalen Norm macht.

P

Platonismus

In einer Arbeitsgesellschaft, also einer Gesellschaftsform, die die Einzelnen in ihrer Identität gemäß ihrer Rolle in der **sozialen Arbeitsteilung** definiert, entsteht eine gerechte Ordnung gemäß der ältesten Sozialphilosophie des Abendlandes dadurch,

„(...) dass jeder das Eigene und Seinige hat und tut“.

(Platon, Der Staat. Über das Gerechte, Hamburg 1989, S. 155 (434a))

Die platonische Philosophie regiert insgeheim noch immer unsere Gesellschaft, insofern als die herrschende Gesellschaftsauffassung, oder sagen wir ihr Ordnungsphantasma, immer noch davon ausgeht, dass soziale Ordnung letztlich auf organische Weise durch die Übereinstimmung der Subjekte mit ihrer beruflichen Identität erzeugt wird. Gemäß dem platonischen Urbild geht es darum,

„(...) dass wir (...) jeden einzelnen dem einen Beruf zuführen müßten, für den ihn die Natur bestimmt hat, damit ein jeder den ihm zukommenden Beruf ausübt und dadurch ein einheitlicher, nicht ein vielgestaltiger Mensch wird und so der gesamte Staat eine Einheit bildet und nicht eine Vielheit.“

(Ebenda, S. 139f. (423d))

Der Platonismus der Arbeitsgesellschaft beruht also darauf, dass jeder und jedem ein bestimmter Platz in der sozialen und geschlechtlichen Arbeitsteilung zugewiesen wird, die seinen natürlichen Anlagen entspricht. Die kapitalistische Klassengesellschaft ist letztlich von einer ständischen Gesellschaftsidee platonischen Ursprungs unterfüttert. Das Ganze gedeiht, wenn alle ihren Platz einnehmen und an ihrem Platz bleiben. Die zentrale Verbotsregel dieses Systems ist die Ablehnung der „Vielgeschäftigkeit“ (ebenda, S. 156 (434b)). Die permanente Arbeit für alle an ihren Plätzen wird in dieser Ordnung nicht aus einer ökonomischen Notwendigkeit der Produktivität abgeleitet, sondern aus einer sozio-symbolischen Notwendigkeit. Daraus resultiert die Notwendigkeit eines allgemeinen Zeitmangels: Herrschaft ist die Ordnung einer Zeit, die allen fehlt. Volkstümlich ausgedrückt lautet das Gesetz dieser Ordnung eben: ‚Schuster bleib bei deinem Leisten‘. Auch dieses Sprichwort scheint direkt von Plato zu stammen, nimmt er doch tatsächlich den Schuster als Beispiel zur Verdeutlichung seiner rigiden berufsständischen Gesellschaftslehre:

„Nun gestatten wir doch dem Schuhmacher nicht sich zu unterfangen, zugleich auch Landwirt zu sein oder Weber oder Baumeister, sondern eben nur Schuhmacher, damit die Aufgabe des Schuhmachers mit gutem Erfolg erfüllt werde, und ebenso wiesen wir jedem

anderen ja nur ein Geschäft zu, für das er durch seine natürliche Anlage besonders befähigt war, und bei dem er unter Verzicht auf alles andere sein Leben hindurch ausharren sollte, um durch diesen Betrieb unter richtiger Benutzung der gelegenen Zeiten seine Aufgabe gut zu erfüllen.“

(Ebenda, S. 72 (374b-c))

Postwachstum

Schon Marx hatte bemerkt, dass die kapitalistische Produktionsweise einem eingebauten Wachstumszwang folgt. Ihre Höherentwicklung ist daher immer schon zugleich eine Ausbeutung und Zerstörung ihrer Grundlagen: Mensch und Natur.

„Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“

(Karl Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: Marx-Engels-Werke Bd. 23, Berlin 1986, S. 529f.)

Die Kritik am zerstörerischen kapitalistischen Wachstumszwang ist also uralte. Sie hat aber erst in der jüngeren Gegenwart im Rahmen des unübersehbaren Klimawandels eine gewisse politische und intellektuelle Kraft entfaltet. Zusammen mit einer neuen Frauen- und Arbeiter:innen-Bewegung für einen allgemeine Verkürzung der Arbeitszeit könnte sich also eine allgemeine Bewegung der Abrüstung menschlicher Arbeitsbereitschaft entwickeln. Das käme einem Paradigmenwechsel gleich, der den bisherigen Trend kapitalistischer Akkumulation und Produktivitätssteigerung umkehrt: Es ginge dann um die Forcierung nicht mehr so sehr der produktiven wie der reproduktiven Formen menschlicher Arbeit.

„Eine Postwachstumsperspektive und hier insbesondere feministische Strömungen, plädiert für ganz andere Formen gesellschaftlicher Arbeitsteilung: Innerhalb der Erwerbsarbeit, zwischen Erwerbsarbeit und nicht-bezahlten Arbeiten, zwischen den Geschlechtern, im internationalen Rahmen. Im

Zentrum steht das Prinzip des Sorgens um sich selbst, um Mitmenschen, um Gesellschaft und um die Natur. Eine der Protagonistinnen der Environmental Labour Studies, Stefania Barca, schlägt den Begriff earthcare labour vor, also Tätigkeiten, die sich um die Erde und das Leben kümmern, um eben die vielfältigen Arbeiten des immer prekärer werdenden Lebens und seiner Reproduktion in den Blick zu bekommen.“

(Ulrich Brand, Postwachstum! Radikale sozial-ökologische

Transformationen bedürfen des Bruchs mit dem kapitalistischen

Wachstumsimperativ, in: Denknetz Jahrbuch 2021, S. 89-98 (95f.))

S

Soziale Arbeitsteilung

Die soziale Arbeitsteilung in der kapitalistischen Lohnarbeitsgesellschaft wird von Marx als naturwüchsig bestimmt (was gleichsam die kritische Variante von Platons Vorstellung einer organischen Arbeitsteilung ist). Das bedeutet, jeder Einzelne ist verpflichtet, eine bestimmte Rolle, einen Platz in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung einzunehmen, mit dem er identifiziert wird beziehungsweise sich zu identifizieren hat.

„Man kann also wörtlich sagen, daß in den höheren Gesellschaften die Pflicht nicht darin besteht, unsere Tätigkeit oberflächlich auszudehnen, sondern sie zu konzentrieren und zu spezialisieren. Wir müssen unsere Horizonte begrenzen, eine bestimmte Aufgabe wählen und uns ihr ganz hingeben, statt aus unserem Wesen eine Art vollkommenes Kunstwerk zu machen, das seinen ganzen Wert aus sich selbst bezieht und nicht aus den Diensten, die es leistet.“

(Émile Durkheim, Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die

Organisation höherer Gesellschaften, Frankfurt am Main 1992, S. 471)

„Nicht ohne Grund empfindet das öffentliche Gefühl einen immer betonteren Abstand gegenüber einem Dilettanten und sogar gegenüber jenen Menschen, sie sich zu sehr für eine ausschließlich allgemeine Bildung begeistern und sich weigern, sich ganz im Netz einer Berufsorganisation einfangen zu lassen. Dies geschieht tatsächlich, weil sie zu wenig an

der Gesellschaft hängen, oder, wenn man so will, die Gesellschaft sie nicht genug hält, womit sie ihr entgleiten, und gerade weil sie weder in ihrer Lebendigkeit noch in ihrer Stetigkeit so fühlen, wie es sein müßte, sich nicht aller Verpflichtungen bewußt sein, die ihre Stellung als soziales Wesen verlangt.“

(Ebenda, S. 472f.)

Auch hier ist der Unterschied zwischen repressiv-konservativen und emanzipatorisch-progressiven Sozialphilosophien offensichtlich. Geht es bei Philosophen wie Plato oder Soziologen wie Durkheim eben darum, sich mit seiner Rolle zu identifizieren, um sich ‚so zu fühlen, wie es sein müßte‘, so ist es in emanzipatorischen Lehren wie zum Beispiel der des Neomarxisten Adorno genau umgekehrt:

„Die Not der Arbeitsteilung wird im Rollenbegriff als Tugend hypostasiert. Mit ihm verordnet das Ich, wozu die Gesellschaft es verdammt, nochmals sich selbst. Das befreite Ich, nicht länger eingesperrt in seine > Identität, wäre auch nicht länger zu Rollen verdammt. Was gesellschaftlich, bei radikal verkürzter Arbeitszeit, an Arbeitsteilung übrigbliebe, verlöre den Schrecken, die Einzelwesen durch und durch zu formen. Die dingliche Härte des Selbst und dessen Einsatzbereitschaft und Verfügbarkeit für die gesellschaftlich erwünschten Rollen sind Komplizen.“

(Theodor W. Adorno, Negative Dialektik, in: Gesammelte Schriften Bd. 6, hrsg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1997, S. 275)

T

Top Girls

In der neoliberalen Gegenwart wird versucht, weibliche Emanzipation und Gleichberechtigung durch die Steigerung weiblicher Erwerbstätigkeit zu erreichen. So entsteht eine neue, doppelte Anrufung an weiblich gelesene Personen: Immer zugleich berufstätig und für Haushalt und Familie zuständig zu sein. Solange nicht männlich gelesene Personen ebenfalls als zuständig für die familiäre Sorgearbeit betrachtet werden (und darauf explizit neue Arbeitszeitmodelle

zugeschnitten werden), entsteht so eine permanente **Doppelbelastung**, ein permanentes Vereinbarkeitsproblem zwischen zwei Lebensbereichen. So entstand die Figur der ‚Top Girls‘: Menschen, die in ihrem Alltag versuchen, ein ungelöstes gesellschaftliches Strukturproblem zu lösen. Die ‚Top Girls‘ sind das Produkt eines historischen Kompromisses zwischen Frauen(bewegung)en und demokratischem Wohlfahrtsstaat: Weibliche Betätigung im öffentlichen Raum, in Politik, Medien, Wirtschaft und Kultur ist erlaubt und gewünscht – aber abgesehen von nach wie vor ungenügenden Kinderbetreuungsmöglichkeiten bleibt es Frauen jeweils selbst überlassen, wie sie das mit ihrer weiterhin gesellschaftlich zugeschriebenen Verantwortung für die soziale Reproduktion der Familie vereinbaren. Wesentlich ist, dass

„(...) zugunsten des Kompromisses von einer Kritik der männlichen Hegemonie abgesehen wird. Es scheint, als schreckten junge Mütter vor jeglicher Auseinandersetzung über ungleich verteilte Hausarbeit zurück, um stattdessen mit der Unterstützung der Regierung Mittel und Wege zu finden, ihre Doppelbelastung zu bewältigen.“

(Angela McRobbie, Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes, Wiesbaden 2010, S. 117f.)

U

Ursprüngliche Akkumulation

Mit dem Begriff der Ursprünglichen Akkumulation stellte Karl Marx eine These darüber auf, wie die kapitalistische Lohnarbeitsgesellschaft überhaupt entstehen konnte. Warum gab es im Frühkapitalismus überhaupt freie, verfügbare Lohnarbeiter, woher kamen sie? Wie wurden aus teils relativ freien Bauern und Handwerkern, teils Leibeigenen Lohnarbeiter? Wie kann so etwas wie Kapital überhaupt entstehen? Marx' Antwort ist ganz einfach: Kapital im Sinne von privatem Eigentum an Produktionsmitteln kann erst dann im großen Maßstab entstehen, kann sich erst dann ‚akkumulieren‘, erst dann angeeignet werden, wenn wie in der frühen Phase der industriellen Revolution die Arbeiter

ihre Produktionsmittel (vor allem Land) verlieren, vor allem durch große ‚Einhegungen‘, also private Aneignungen vormals gemeinschaftlich genutzten Landes. Die Bauern und Handwerker:innen müssen also expropriert, sie müssen enteignet werden.

„Das Kapitalverhältnis setzt die Scheidung zwischen den Arbeitern und dem Eigentum an den Verwirklichungsbedingungen der Arbeit voraus. (...) Der Prozeß, der das Kapitalverhältnis schafft, kann also nichts anderes sein als der Scheidungsprozeß des Arbeiters vom Eigentum an seinen Arbeitsbedingungen, ein Prozeß, der einerseits die gesellschaftlichen Lebens- und Produktionsmittel in Kapital verwandelt, andererseits die unmittelbaren Produzenten in Lohnarbeiter.“

(Karl Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: Marx-Engels-Werke Bd. 23, Berlin 1986, S. 742)

Der Prozess der ursprünglichen Akkumulation ist niemals abgeschlossen, virtuell unendlich. Zum einen weil sich im 20. und 21. Jahrhundert in der 2. und 3. Welt diejenigen Prozesse der Kolonisierung, Enteignung und Vertreibung wiederholen, die im Frühkapitalismus im industriellen Norden stattgefunden haben: Die ländlichen und indigenen Bevölkerungen verlieren im Rahmen von Landenteignungen ihre Produktionsmittel, werden zu kapitalistischen Wanderlohnarbeiter:innen und lassen sich immer mehr in den industriellen Zentren nieder. Zum anderen ist der Prozess nicht abgeschlossen, weil es nicht nur um die Erschließung und Expropriation männlicher Arbeitskräfte geht, sondern auch um die zunehmende Erschließung und Unterwerfung weiblicher Arbeitskräfte und weiblicher Körper. Die feministische Geschichte der ursprünglichen Akkumulation hat Silvia Federici in ihrem Buch Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation geschrieben. Darin geht es um die massenhafte Enteignung weiblicher Körper und weiblichen Wissens im Zuge von industriellen und wissenschaftlich-technischen Revolutionen der Neuzeit. Federici zufolge ist das, was man gewöhnlich als Hexenverfolgung bezeichnet, in Wahrheit ein die ursprüngliche Akkumulation begleitender Genozid an

spezifisch weiblichen Lebens-, Arbeits- und Wissensformen gewesen. Am Beispiel der Hexenprozesse im Rahmen des Kampfes der modernen Medizin um ihr Berufsmonopol gegen Naturheilkunde und traditionelle Hebammenkunst zeigt Federici, dass es nicht nur um die Vertreibung der Frauen aus dem Berufsleben ging. Es ging insgesamt darum, die „weibliche Kontrolle über die Reproduktion“ zu unterminieren:

„Ganz so, wie die Einhegungen das gemeinschaftlich genutzte Land der Bauern enteignete, enteignete die Hexenjagd die Körper der Frauen. Auf diese Weise wurden Frauenkörper von allem ‚befreit‘, was sie daran hinderte, als Maschinen zur Produktion von Arbeitskräften zu wirken. Denn die Drohung des Scheiterhaufens errichtete um die Körper der Frauen noch eindrucksvollere Zäune, als man je um eine Allmende herum errichtet hatte.“

(Silvia Federici, Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation, 4. Aufl., Wien 2017, S. 228)

Am Ende eines vom 16. bis ins frühe 19. Jahrhundert dauernden Prozesses stand die fast vollständige Unterwerfung unter die Macht-Monopole von patriarchaler Kleinfamilie und moderner Naturwissenschaft, Technik und Medizin: die Enteignung von einer relativ autonomen, umfassenden Subsistenzwirtschaft und Sorge um das eigene Leben und die Erde, mit den dazugehörigen Arten von Wissen über Gesundheit, Ernährung und Pflege der Natur. Das Resultat der ursprünglichen Akkumulation ist mithin die weitgehende Abhängigkeit des Alltagslebens von kapitalistischer Warenproduktion, moderner Technologie und moderner Medizin: die weitgehende Enteignung der Indigenen und Frauen von ihren Produktionsmitteln und ihrem spezifischen Wissen. Man kann die weltweiten Bewegungen von indigenen Völkern und Frauen in jüngerer Zeit mithin als spezifisch moderne Massenbewegungen gegen die ursprüngliche Akkumulation bezeichnen. Im Rahmen dieser antikolonialen, ökologischen und feministischen Bewegungen kehrt die Figur eines Widerstands gegen die kapitalistische Akkumulation im Namen der Sorge um die autonome Reproduktion des

menschlichen Lebens und der Natur in unsere Gesellschaften zurück. Die historische Dimension dieser Entwicklung wird in Federicis Buch deutlich als umfassende Bewegung der De-Kolonisierung. Die Beziehung der kapitalistischen Landnahme zu Frauen, indigenen Völkern und Natur ist daher die Schlüsselfrage im Rahmen der heutigen Infragestellung von kapitalistischem Wachstum und kapitalistischer Ausbeutung von Mensch und Natur. Wenn Marx sagt,

„(d)ie kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter (...),“

(Karl Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: Marx-Engels-Werke Bd. 23, Berlin 1986, S. 529f.)

dann bedeutet das, dass die emanzipatorische Kritik dieses Prozesses heute eben die historische Umkehrung dieses Akkumulationsprozesses der Lohnarbeit durch das Kapital denken muss. Die häusliche Unterwerfung weiblicher Arbeitskraft zugleich unter den Lohnarbeits-Ehemann und unter kapitalistischen Warenkonsum und moderne Technologien haben Federici zufolge dazu gedient, immer mehr unbezahlte Frauenarbeit zu unterwerfen. Dabei ging es darum,

„(...) den ‚unbezahlten Teil des Arbeitstages‘ enorm auszuweiten und den (Männer-)Lohn zu verwenden, um Frauenarbeit zu akkumulieren. In vielen Fällen haben diese Mittel auch dazu gedient, den Klassenantagonismus in einen Antagonismus zwischen Männern und Frauen zu überführen. (...) Wir haben gesehen, dass sich männliche Arbeiter dazu oft als Komplizen verhalten haben. Sie haben versucht, ihre Macht gegenüber dem Kapital zu erhalten, indem sie Frauen, Kinder und die von der kapitalistischen Klasse kolonisierten Bevölkerungen abgewertet und diszipliniert haben. Die Macht, die Männer durch ihren Zugang zur Lohnarbeit sowie durch die Anerkennung ihres Beitrags zur kapitalistischen Akkumulation über Frauen ausgeübt haben, haben sie jedoch um den Preis der Selbstentfremdung erlangt, und um den der

‚ursprünglichen Desakkumulation‘ ihrer eigenen individuellen und kollektiven Vermögen.“

(Silvia Federici, Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation, 4. Aufl., Wien 2017, S. 148)

Man sieht, dass im Zentrum aller emanzipatorischen Arbeits(zeit)kämpfe der Zukunft notwendigerweise der Kampf gegen den kulturellen Primat der Lohnarbeit stehen muss, und damit gegen diese Selbstentfremdung des Arbeiters – anstatt sie weiterhin zum Modell und Vorbild aller weiblichen Befreiungen zu machen.

V

Voll(zeit)beschäftigung

„Vollbeschäftigung wird zum Ideal, wo Arbeit nicht länger das Maß aller Dinge sein müsste.“

(Theodor W. Adorno, Über Statik und Dynamik als soziologische Kategorien, in: Gesammelte Schriften Bd. 8. Soziologische Schriften I, hrsg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1990, S. 217-237 (236))

Der entscheidende Kategorienfehler im Denken über Arbeit und die Arbeitsgesellschaft ist die Verwechslung von Vollbeschäftigung mit Vollzeitbeschäftigung. Also die Verwechslung oder Vermischung von zwei Motiven: dem legitimen demokratischen und sozialstaatlichen Interesses an sozialer Sicherheit, und damit an durchgängigen Arbeitsplatz- oder Einkommensgarantien auf der einen Seite, mit einer bestimmten Arbeitszeit- und Tarifnorm. Das meint Adorno, wenn er schreibt: ‚Vollbeschäftigung wird zum Ideal, wo Arbeit nicht länger das Maß aller Dinge sein müsste‘. Das emanzipatorische Interesse läge in der Sicherung vom Vollbeschäftigung im Sinne eines allgemeinen Teilhaberechts an der wirtschaftlichen Produktion des gesellschaftlichen Reichtums, was unter den heutigen Bedingungen gewachsener Produktivkräfte und weiblicher Emanzipation nur in Form radikal verringerter Normalarbeitszeiten möglich wäre. Dieser emanzipatorischen Forderung steht die konservative Doktrin der Vollzeitbeschäftigung gegenüber. Sie hält am Primat der Lohnarbeit und damit an der **androzentrischen Festlegung** der herrschenden Lebensweise fest. Auch wenn auf dem Stand der Produktivkräfte und

gewandelter kultureller Wertmuster eine andere Organisation der **sozialen Arbeitsteilung** möglich wäre, wird am Ideal der Vollzeitbeschäftigung festgehalten. Im Herzen dieser konservativen Doktrin liegt eine repressive Sozialmoral:

„Das Glück muß der Disziplin der Arbeit als Volltagsbeschäftigung untergeordnet werden (...).“

(Herbert Marcuse, Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud, Frankfurt am Main 1971, S. 9)

Aus diesem konservativen ideologischen Dispositiv ist unsere prekäre Vollerwerbsgesellschaft entstanden. Es blockiert bisher das emanzipatorische Begehren konkreter Utopien der Arbeitszeitverkürzung. Im Rahmen des emanzipatorischen Dispositivs geht die Perspektive der immer weiteren Reduktion der Arbeitszeit einher sowohl mit einem Bruch des kulturellen Primats der Lohnarbeit als auch mit einer politischen Aufladung von Erwerbsarbeit als demokratisches Grundrecht im Sinne einer Logik der Vergesellschaftung. Dazu gehört aber ein Stück weit auch der Bruch mit der Logik des ‚Privateigentums an Arbeitsstellen‘, das für unsere Gesellschaftsform ebenso grundlegend ist wie das Privateigentum an Produktionsmitteln. Das bedeutet,

„(...) dass Erwerbsarbeit gerade in einer Postwachstumsgesellschaft nicht mehr eine rein wirtschaftliche Frage sein sollte, sondern ein politisches Recht bzw. eine Garantie für materielle gesellschaftliche Teilhabe. Die staatlich garantierte Kurzarbeit als Krisenmodus ist das in gewisser Weise auch.“

(Ulrich Brand, Postwachstum! Radikale sozial-ökologische Transformationen bedürfen des Bruchs mit dem kapitalistischen Wachstumsimperativ, in: Denknetz Jahrbuch 2021, S. 95)

Die Logik des Wachstums zielt eben auf Steigerungen im Modus eines festgefrorenen Modells von Vollzeitbeschäftigung (also dessen, was im **Platonismus** und seiner Lehre des eindimensionalen Menschen als Ablehnung von ‚Vielgeschäftigkeit‘ oder Vielfalt angelegt ist). Die Logik von Postwachstum hingegen zielt auf radikale Reduktionen und Umverteilungen der verschiedenen Formen

sozialer Arbeit, um so allen Menschen eine vielfältige Existenz und demokratische Teilhabe zu ermöglichen und sie möglichst wenig auf eine bestimmte Rolle in der sozialen und geschlechtlichen Arbeitsteilung festzulegen.

Z

Zeit

„Die wirkliche Ökonomie – Ersparung – besteht in der Ersparung von Arbeitszeit.“

(Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: Marx-Engels-Werke Bd. 42, Berlin 1983, S. 607)

Eine emanzipatorische Ordnung von Ökonomie und Arbeit spart individuell wie kollektiv überflüssige Arbeit, überflüssige Arbeitszeit ein. Das heißt sie erspart den Menschen unnötiges Leiden, Angst, Erschöpfung, Entfremdung und Ausbeutung.

„Die freie Zeit, die sowohl Mußzeit wie Zeit für höhere Tätigkeit ist – hat ihren Besitzer natürlich in ein andres Subjekt verwandelt, und als dieses andre Subjekt tritt er dann auch in den unmittelbaren Produktionsprozeß.“

(Ebenda)

Die eigentliche emanzipatorische Spekulation ist also diese: Durch neu gewonnene freie Zeit (die nicht nur Erholungs-, freie oder ‚Mußzeit‘ ist, aber auch nicht nur, wie Marx meint, ‚Zeit für höhere Tätigkeiten‘ wie Bildung, Literatur oder Kunst, sondern auch – wie alle durch die Schule nicht nur des Marxismus, sondern auch des Feminismus Gegangenen wissen – Zeit für familiäre, soziale, politische und ökologische Reproduktionsarbeit) verwandeln wir uns in andere Subjekte, und treten als diese verwandelten Subjekte in die Gesellschaft zurück.

Zweite Schicht

1989 publizierte die US-amerikanische Soziologin Arlie Hochschild das Buch *The Second Shift – Working Parents and the Revolution at Home*. Das Buch wurde bald zum Klassiker und der Begriff ‚zweite Schicht‘ setzte

sich in der Wissenschaft, aber da und dort auch in der Alltagssprache durch, um die weibliche Disposition zu permanenter unbezahlter und schlecht anerkannter Mehrarbeit zu charakterisieren. Warum hat sich daran, trotz aller kulturellen Emanzipationsschübe, auch fast 35 Jahre später immer noch nichts geändert? Warum ist die Revolution der Geschlechterverhältnisse immer noch unvollendet und was hat dies mit der Aufteilung und Bewertung gesellschaftlich notwendiger Arbeit zwischen den Klassen, Berufsgruppen, Generationen und Geschlechtern zu tun? Warum ist die **androzentrische kulturelle Hegemonie** der Erwerbsarbeit noch immer ungebrochen? Hochschild führte damals mit ihrem Team ausführliche Interviews mit berufstätigen Eltern. Dabei ging es um die Beantwortung der Frage, wie und aufgrund welcher kultureller Einstellungsmuster bei berufstätigen Eltern die familiäre Sorge- und Hausarbeit aufgeteilt wird. Und welche Folgen dies jeweils hat: für männliche wie weibliche Gesamtarbeitszeit und -intensität, Konflikte, die Qualität von Paarbeziehungen und die Selbsteinschätzung beziehungsweise Selbstwertschätzung, sowie die allgemeine gesellschaftliche Wertschätzung berufstätiger Mütter. Die zweite Schicht sieht konkret so aus:

„Dabei kam ich zu dem Ergebnis, daß Frauen wöchentlich rund 15 Stunden länger arbeiten als Männer. Wenn man das auf ein Jahr umrechnet und dabei einen 24-Stunden-Tag zugrundelegt, so bedeutet das: Frauen arbeiten pro Jahr einen Monat länger. Innerhalb von zwölf Jahren macht das ein ganzes Jahr aus. Die meisten kinderlosen Frauen arbeiten sehr viel länger im Haushalt als ihre Ehemänner; Mütter widmen sowohl dem Haushalt als auch den Kindern mehr Zeit. So wie es am Arbeitsplatz zwischen Mann und Frau ein Lohngefälle gibt, so gibt es zu Hause ein ‚Freizeitgefälle‘. Die meisten Frau absolvieren eine Schicht in Büro oder Fabrik und eine ‚zweite Schicht‘ zu Hause.“

(Arlie Hochschild, Anne Maschung, Der 48-Stunden-Tag. Wege aus dem Dilemma berufstätiger Eltern, Wien/Darmstadt 1990, S. 26)

Im Unterschied zur Masse von Mainstream-Publikationen über Doppelbelastungen und

überforderte berufstätige Mütter bis heute betrachtet Hochschild die zweite Schicht nicht als ein Frauenproblem, sondern als gesellschaftliches Verhältnis und Beziehungsproblem zwischen Lebenspartner:innen – mit der Folge einer dauerhaften Verschlechterung der Beziehungen und der Lebensqualität, und der logischen Folge des Anstiegs von Alleinerziehenden. Hochschild kam darauf erst über die Interviews mit den Ehemännern. Diese waren durchaus verständnisvoll gegenüber den Konflikten, in denen ihre Frauen standen, und boten auch da und dort ihre Hilfe an:

„Aber in einem waren sich alle einig: Die zweite Schicht war ausschließlich das Problem der Frau. Anfangs war ich auch dieser Ansicht. Doch dann erkannte ich, daß Ehemänner, die im Haushalt sehr wenig mithalfen, indirekt oft genauso stark betroffen waren wie ihre Frauen. Die Frauen entwickelten nämlich einen stillen Groll gegen ihre Männer, und die Männer mußten sich dagegen zur Wehr setzen.“

(Ebenda, S. 30)

Der revolutionäre Übergang von der industriellen zur postindustriellen Gesellschaft ist eben mit seiner massenhaften Erschließung weiblicher Arbeitskräfte eine > ursprüngliche Akkumulation. Die berufstätige Frau ist „ein Bauer in der Stadt“ (ebenda, S. 284ff.). Man könnte sagen, die postindustrielle ist ebenso wild, gewaltsam und traumatisch wie die industrielle Revolution es gewesen ist.

„Beide Aspekte – der frühere Wechsel der Männer in die industrielle Wirtschaft und der spätere Einstieg der Frauen – haben die Beziehungen zwischen Mann und Frau beeinflußt, insbesondere ihre Beziehungen in der Ehe. Wechselten früher hauptsächlich die Männer in die Industrie und bezogen daraus tendenziell mehr Macht, so gilt das heute bis zu einem gewissen Grad für die Frauen auch. Doch während die Abwanderung der Männer in die Industrie die Familien im großen und ganzen nicht destabilisierte, geht der Anstieg der weiblichen Erwerbsquote mangels anderer Veränderungen mit einem Anstieg der Scheidungsrate einher.“

(Ebenda, S. 35)

„Mangels anderer Veränderungen‘ – das heißt es fehlt noch eine neue gesellschaftliche Vereinbarung, ein neuer **Geschlechtervertrag**, der Erwerbsarbeit und Haus- wie Sorgearbeit prinzipiell vereinbar machen würde. Vereinbar sind sie nur für eine kleine herrschende Schicht, die ihre zweite Schicht in Form neofeudaler Dienstbotenverhältnisse an Frauen aus den unteren Schichten weiterreicht (deren zweite Schicht sich dadurch ihrerseits verlängert). Der Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft ist wie der zur Industriegesellschaft tatsächlich eine Revolution, nicht nur weil sie Arbeitskräfte in Bewegung setzt und neue Arbeitsmärkte erschafft. Im Unterschied zur traditionell patriarchalen Hausfrauenehe sind Ehe und Familie im Zeichen weiblicher Emanzipation eine Quadratur des Kreises. Denn im Kern handelt es sich um eine symbolische Revolution, welche die Institution der Familie unter eine unauflösbare Spannung setzt:

„Einerseits braucht die Familie nach wie vor ein hohes Maß an Fürsorge, andererseits wird die Arbeit, die dafür aufgewendet werden muß und früher von der Hausfrau erbracht wurde, abgewertet. Besonders stark ausgeprägt war diese Diskrepanz bei Ehepaaren der oberen Mittelschicht, die beide beruflich erfolgreich waren.“

(Ebenda, S. 245)

Die symbolische Abwertung unbezahlter Haushalts- und Sorgearbeit erzeugt einerseits einen riesigen Markt für haushaltsnahe und personenbezogene Dienstleistungen. Andererseits wertet sie eben diejenigen ab, die diese Arbeiten noch selbst verrichten (einschließlich der Angehörigen des neuen Dienstleistungsproletariats, die nach einer ersten bezahlten Schicht am Arbeitsmarkt noch eine zweite unbezahlte Schicht zu Hause zu erledigen haben).

„Da viele Frauen nicht mehr nur Hausfrauen sind, hat die Arbeit der Hausfrau eine gesellschaftliche Abwertung erfahren und wird an schlecht bezahlte Haushälterinnen, Babysitter, Erzieherinnen und Tagesmütter delegiert. (...) In einer Zeit der unfertigen Revolution könnte diese Abwertung dadurch

gestoppt werden, daß die Männer diese Arbeit mitübernehmen und so dazu beitragen, sie wieder aufzuwerten. Viele berufstätige Mütter tun im Haushalt schon alles, was in ihren Kräften steht. In einer Zeit hoher Scheidungsraten steht dabei möglicherweise die Ehe als Institution auf dem Spiel.“

(Ebenda, S. 258)

Der Einwand, solche Betrachtungen würden zu traditionell auf die Institution Ehe fokussieren, halten der Wirklichkeit nicht stand: Haben doch in den über 30 Jahren seit Erscheinen dieses Buches massenhafte Experimente von unverheirateten Paaren und Familien gezeigt, dass Probleme von Machtasymmetrien im Rahmen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ohne Ehe und Trauschein nicht kleiner werden.

„(D)ie meisten, die ich interviewte, arbeiteten nicht nur wegen des Geldes.“

(Ebenda, S. 288)

Dreieinhalb Jahrzehnte nach diesen Interviews gilt das noch immer. Der Unterschied zur früheren Phase der postindustriellen Revolution ist nur, dass durch diesen Anreiz zur Steigerung weiblicher Erwerbstätigkeit der Wert der Ware Arbeitskraft in den verschiedenen Segmenten des Dienstleistungsproletariats so weit gefallen ist, dass es für immer mehr Menschen nicht mehr nur ein ‚Luxus‘ im Rahmen des Suchens sozialer Anerkennung ist, einer Erwerbsarbeit nachzugehen, sondern auch blanke Überlebensnot. Die unvollendete postindustrielle Revolution hat einen Keil zwischen die Lebenspartner getrieben:

„Die Tatsache, daß Frauen ein Problem der Männer auf sich nehmen, wird Bestandteil der Ehe und belastet sie. (...) Das Schlimmste, was Frauen erleiden, die einen doppelten Arbeitstag bewältigen müssen, ist nicht etwa ihre Überlastung oder Erschöpfung. Das ist nur der äußerlich faßbare Preis, den sie zahlen. Viel schlimmer für die ist, daß sie sich nicht den Luxus leisten können, ihre Männer uneingeschränkt zu lieben. Wie Nancy Holt tragen viele Frauen in ihrer Ehe eine schreckliche Bürde: Sie leben in einem

ständigen Groll auf ihren Mann.“

(Ebenda, S. 306, 309)

Der nach dem Einwand der Überbewertung der Institution Ehe zweite zeitgenössische Einwand könnte nun heute gendertheoretisch lauten: Hochschild's Modell sei zu stark dem heteronormativen Familienbild verhaftet. Auch dieser Einwand ist nicht plausibel: Warum sollte in einer Partnerschaft, in der die Liebe nicht zwischen biologischen Männern und Frauen existiert, nicht dieselben ungelösten gesellschaftlichen Strukturprobleme der Aufteilung der zweiten Schicht auftauchen? Neue gesellschaftliche Rollenbilder und Geschlechtsidentitäten können an dem Strukturproblem erst einmal nichts ändern: dass im Rahmen des gegenwärtigen Arbeitszeitregimes, also einem Regime der Zeit, die allen fehlt, faktisch immer eine:r die 'männliche' oder als männlich gelesene Rolle spielt, eine:r die 'weibliche' oder als weiblich gelesene (und das letztere gesellschaftlich weniger anerkannt ist). Solange also der Normalarbeitstag nicht radikal verkürzt, solange die stillschweigende doppelte Voraussetzung des ‚Normalen‘ im Kontext von Lohnarbeit also weiterhin die ist, dass ‚serious members of the workforce‘ (Susan Moller Okin) keine dauerhaften Sorgeverpflichtungen zu Hause haben (es also immer ‚unserious‘ members of the workforce geben muss, die den ‚serious‘ members ‚den Rücken freihalten‘), so lange wird dieses Problem existieren. Und so lange wird die wichtigste Exit-Strategie aus den bekannten Formen von Überlastung und Erschöpfung eben nicht eine neue, emanzipatorische Lebensweise sein, sondern weiterhin die Institution der Alleinerziehenden – in deren Rahmen dann zwar die Enttäuschung und der Groll über eine im Alltag unmögliche Liebe wegfällt, die zweite Schicht aber durchschnittlich noch länger ist. Und in deren Rahmen auf perverse Weise ein neuer Arbeitsethos der Entsagung der Arbeiter:in zur Hochblüte gelangt, die trotz allem das Unmögliche schafft. Dann wäre das Selbstopfer, der Mehrarbeits-Kultus der Alleinerziehenden ebenso wie der noch verheirateten berufstätigen Mütter (aber auch der Singles, die ihre Haushalte und ihre Arbeitskraft selbst reproduzieren müssen) die

real existierende Dystopie unserer Gesellschaft: einer Gesellschaft, die noch nicht daran glaubt, im Raum ihrer politischen und kulturellen Erfindungen noch einmal eine neue emanzipatorische Vereinbarung über die Formen der Bewertung und Aufteilung ihrer Arbeiten treffen zu können.

Gürsoy Doğtaş

Glossar **A R B E I T**

1. Fortschreibung

Gürsoy Doğtaş, Kunsthistoriker, arbeitet para-kuratorisch an den Schnittpunkten von Institutionskritik, strukturellem Rassismus und Queerstudies. Neben vielen Ausstellungen verantwortete er „Gurbette Kalmak / Bleiben in der Fremde“ (2023) im Taxispalais Innsbruck, „The kültür gemma! issue“ des Parabol Art Magazines (2021) und ko-kuratierte das Symposium „Das Recht auf Erinnern und die Realität der Städte in Nürnberg (2021).“ Seit 2020 forscht er an der Universität für angewandte Kunst in Wien. 2022/23 lehrte er als Gastprofessor am Institut für Kunst in Kontext an der Universität der Künste Berlin.

Glossar A R B E I T 1. Fortschreibung

1. Mai

Die Gewerkschaft verteilte am 1. Mai Nelken aus Plastik. Damit konnte man an diesem Tag kostenlos die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, wenn man die Nelken wie Anstecknadeln an der Kleidung trug. An einem 1. Mai (ich war 10 Jahre alt) saßen mein Vater und ich in der Üstra (die Straßenbahn/U-Bahn in Hannover), um ein Kindertheaterstück zu sehen. Die Gewerkschaft hatte das organisiert. Mein Vater und ich unternahmen fast nie etwas zusammen. Eigentlich gingen wir uns aus dem Weg, seit ich in der Grundschule war. Wir saßen schweigend in der U-Bahn. Aber das war in Ordnung, denn ich freute mich auf das Ereignis. Ich erinnere mich, dass wir von einer Loge aus die Aufführung des Märchens „Schneeweißchen und Rosenrot“ sahen. Ich war das erste Mal im Theater und alles war spektakulär, so auch die Loge. Dann kam das Stück mit den Rosen, den kleinen Fabelwesen, den Schönheiten Schneeweißchen und Rosenrot und dem Bären. In der Pause oder am Ende der Vorstellung (ich weiß es nicht mehr genau) gab es ein Buffet für die Kinder. Die Kinder waren so brav, dass sie sich nicht darüber hermachten. Obwohl das Buffet umsonst war. Das hat mich sehr beeindruckt. Trotzdem hätte ich mich in Gegenwart meines Vaters nicht getraut, ohne seine Erlaubnis etwas vom Buffet zu nehmen. Um ihm gegenüber bescheiden zu wirken, nahm ich von all den Köstlichkeiten die „Capri Sonne“ Kirsche. Da wir uns immer noch nichts zu sagen hatten, beobachtete ich, wie die anderen Kinder mit ihren Eltern umgingen und wie oft sie sich etwas vom Buffet nahmen. Trotz dieser diskreten Beobachtungen entging mir nicht, dass mein Vater mit keinem seiner Kolleg*innen oder deren Familien sprach. Er war inmitten all

dieses Lebens isoliert, während ich meine Aufregung kaum für mich behalten konnte. Auf der Rückfahrt unternahm ich einige erfolglose Versuche, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Ich will ihm sagen, dass mir der Ausflug und die Gewerkschaft gefallen haben, aber stattdessen schaue ich aus dem Fenster der U-Bahn. Inzwischen glaube ich, dass er mit mir in der Pause das Theater verlassen hat...

Akkord

Im kleinen deutschen Wortschatz meiner Mutter nahm das Wort „Akkord“ eine Sonderstellung ein. Im Gegensatz zu Wörtern wie „Schwaain“ oder „Bolizai“ sprach sie es akzentfrei aus. Zudem kam ihr „Akkord“ leicht über die Lippen. „Akkord“ hatte eine Energie, mit der sie sich identifizierte. An den Tagen, an denen sie am Fließband „Akkord“ arbeitete und sich in ihrer eigenen Leistung übertraf, kam sie erfüllt nach Hause. Wie eine Marathonläuferin, die sich an der körpereigenen Droge berauscht. Ihre Euphorie war ansteckend.

Aldi Cola

Ich bin acht Jahre alt und gehe hinter meiner Mutter her. Sie zieht den Einkaufswagen vom Wocheneinkauf nach Hause. Auf dem Wagen eine volle Tüte, in der anderen Hand noch eine. Es ist Freitag. Sie hat die Frühschicht hinter sich, macht den Einkauf und kocht später. Weil ich eine Original Coca-Cola wollte und nicht die billige von Aldi, schützte ich sie hinter ihrem Rücken aus. Sie bemerkt es, dreht sich um und schaut mich an. Meine Geste entwertet nicht nur die Aldi-Cola, sondern auch ihre Fürsorge und ihre harte Arbeit in der Fabrik. Ihr trauriger

Blick rührt mich an und doch stehe ich unter dem Bann der Coca-Cola. Der „American Way of Life“ entfremdet mich von meiner Mutter und ihrer Arbeit.

Arbeiterchor

Der türkische Chorleiter und Komponist Tahsin İncirci gründete 1973 in West-Berlin den Türkischen Arbeiterchor. Er setzte sich zunächst aus 10 bis 13 seiner Freund*innen und Bekannten zusammen und gab ihm Gelegenheit mit seinen Landsleuten in Deutschland in Kontakt zu treten. Mit den steigenden Mitgliederzahlen änderte sich die Struktur des Chors. Er bestand nun größtenteils aus Arbeiter*innen, Student*innen und musikalischen Laien. Weil die meisten keine Noten lesen können, studiert der Chor die musikalisch anspruchsvollen Lieder nach Gehör ein. Zu ihrem Repertoire zählen Volkslieder, andere traditionelle Musik wie auch Stücke, die über die sozio-politische Situation der Arbeiter*innen in Deutschland wie auch der Türkei informieren. Instrumental wird die Musik auch von Instrumenten wie Saz (eine Form der Langhalslaute), Zurna (eine Art Klarinette) und der Handtrommel begleitet. Der Chor verbindet sich mit den gewerkschaftlichen Aktivitäten der Föderation Türkischer Sozialisten in Europa ATTf (Avrupa Türkiyeli Toplumcular Federasyonu). Über Europa hinweg solidarisierte er sich mit den Arbeiter*innen aus der Türkei. Eine wichtige Referenzfigur für den Chor ist der berühmte kommunistische Dichter Nâzım Hikmet (1902–1963). Dessen Gedichte unterstützen die politischen Anliegen. Mit der Vertonung seiner Lieder will der Chor ihm zu größerer Popularität außerhalb der Türkei verhelfen. Mit den Einladungen der türkischen Vereine und Auftritten auf Gewerkschaftstagungen und Straßenfesten finanziert der Chor sich selbst.

Arbeitserlaubnis

Um auch als Schüler arbeiten zu können, brauchte ich eine Arbeitserlaubnis. Sie wurde vom zuständigen Arbeitsamt ausgestellt und galt nur in Verbindung mit der Aufenthaltserlaubnis. Bei meinen Eltern war es genauso.

Arbeitslosengeld

Die Arbeitsmigrant*innen, die mit dem Anwerbeabkommen nach Deutschland kommen, haben keinen gesetzlichen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung. Bei längerer Arbeitslosigkeit droht ihnen die Ausweisung, obwohl die Arbeitsmigrant*innen wie andere Arbeitnehmer*innen Sozialbeiträge entrichten.

„Du sollst es besser haben als ich“

Wenn ich nach der sechsten Stunde nach Hause kam, war meine Mutter schon auf dem Weg zur Nachschicht. Das Essen war zubereitet. Sehr selten – vielleicht einmal im Jahr – schrieb sie zwei, drei Worte auf einen Zettel. Etwas woran sie uns/mich erinnern wollte. Sie brauchte lange, um Buchstaben zu schreiben. Ihre Handschrift glich der eines Vorschulkindes. Sie wäre gerne zur Schule gegangen, aber für ihre Eltern war sie mit sechs Jahren eine vollwertige Arbeitskraft, auf die sie auf dem Bauernhof nicht verzichten konnten. Als sie nach Deutschland kam, gab es Sprachkurse. Sie hatte auch einen für einige Wochen belegt, aber dann ließ die Fabrikarbeit keine Energie mehr dafür. Immer wieder sagte sie, du sollst es besser haben als ich. Du wirst zur Universität gehen und ein Arzt werden. Dann malte sie mir aus, wie mein erfülltes Leben als Arzt aussehen werden würde. Diese Phantasien machten sie glücklich...Ja, als Kind wollte ich meine Mutter mit meiner Zukunft retten. Weder sie noch ich konnten uns vorstellen, dass mit der Bildung auch ein schmerzhafter Klassenbruch einhergehen würde. Die Kluft würde so groß werden, dass wir uns unsere Phantasien nicht mehr erzählen konnten.

Ehrenurkunde

Am 6. Juni 1997 stellte die Industrie- und Handelskammer Hannover-Hildesheim meiner Mutter eine Ehrenurkunde aus. In Majuskeln steht da geschrieben: „In Anerkennung 25jähriger Firmentreue und Pflichterfüllung“, den Namen meiner Mutter – Hayriye Dogtas – , dann die Firma „Thomson Television Germany

GmbH". Den größten Teil ihres Arbeitslebens hieß die Fabrik „Telefunken“ bevor es Thomson Television wurde. Unterschrieben ist das Dokument vom Präsidenten und Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer. Viele kleine bunte Wappen zieren diese gerahmte Ehrenurkunde. Sie hängt im Wohnzimmer neben dem Kalender der Moschee mit den Gebetszeiten. Noch viele Jahre nach ihrer Pensionierung bekommt sie von ihren neuen Freundinnen Komplimente für diese enorme Leistung.

Eltern bei der Arbeit besuchen

Die Eltern haben uns Kinder nie mit zur Arbeit genommen. Die einzigen Bilder aus der Fabrik sind Gruppenfotos mit deren Kolleg*innen im Fotoalbum. Ich erinnere mich an die floralen Muster auf den bunten Arbeitsschürzen der Kolleg*innen meiner Mutter. Im Hintergrund sind die großen Maschinen zu sehen, als würden sie wie Tourist*innen vor ihnen posieren. Die Fabrik meines Vaters war weit entfernt. Er musste mit dem Auto dorthin fahren. An der Fabrik meiner Mutter kam ich hingegen oft vorbei. Wenn wir am Wochenende spazierten lag sie auf unserem Weg. Es war, als ginge sie mit uns Kindern daran vorbei, damit wir etwas verstünden, was sie empfand, aber nicht artikulieren konnte.

Geld

Immer mit intensiven Gefühlen aufgeladen. Wenn meine Mutter in den Sommerferien zurück bei ihrer Familie in dem kleinen Dorf war, versuchte sie mit Geschenken, aber größtenteils Bargeld, das Wohlstandsgefälle zwischen sich und ihren Geschwistern auszugleichen. Sie wollte etwas entschädigen, für das sie nicht verantwortlich war. Vermutlich ging daher ihre finanzielle und emotionale Rechnung nicht auf.

Gruß an die Arbeiterklasse der Türkei (Gedicht 1)

„Gruß an die Arbeiterklasse der Türkei!
Gruß an die Schaffenden!
Gruß an den Samen der Samen,

den wachsenden aufblühenden!
Eure Zweige tragen alle Früchte.
Die Tage, die man erwartet,
unsere schönen Tage, liegen in euren Händen,
die gerechten Tage, die großen Tage,
die Tage ohne Ausbeutung, die Nächte ohne Hunger,
die Tage des Brots, der Rose und der Freiheit.“
(am 12. August 1962 von Nâzım Hikmet)

Güter aus der Fabrik I

Die Firma, für die mein Vater arbeitete, produzierte auch CDs. Er brachte welche mit nach Hause, als noch niemand wusste, was CDs sind. Dann, vielleicht zwei Jahre später, kam der CD-Player. Wir haben sie angehört, es waren Weihnachtslieder und klassische Musik, auch Sinfonien von Schumann. Musik wie aus Filmen und ich studierte hierzu neue Rollen fürs Erwachsenenleben ein.

Güter aus der Fabrik II

Bevor die Fernseher schmaler und schmaler wurden, hatten sie Bildröhren und wurden größer und größer. Zu einem speziellen Preis kaufte meine Mutter ein Fernseher aus ihrer Fabrik. Eine Art Heimkinofernsehen mit gigantischen Ausmaßen. Er füllte ein Achtel des Wohnzimmers. Wir schauten uns nicht mehr Filmszenen an, sondern saßen – so zu sagen – in ihnen drin.

Handarbeit

Als sie etwa 16 Jahre war, webt meine Mutter zwei Kelims für ihre Aussteuer. Sie macht alles selbst, spinnt und färbt die Wollen und webt den Teppich nach einem tradierten Muster. Eine Arbeit, an die sie sich nach vielen Jahrzehnten gerne erinnert. Als sie nach Deutschland kam, konnte sie die schweren und großen Teppiche nicht mitnehmen. In Schränken, die es heute so nicht mehr gibt, bewahrte meine Mutter andere Teile ihrer Aussteuer. Sie hatte für ihr zukünftiges Heim in akribischer Handarbeit Spitzen gehäkelt, Kissen- und

Sedir-Sofa Bezüge geschneidert und diese mit Blumenmustern bestickt. Die Zukunft, wie sie sie sich in dem kleinen Dorf Doğanlı in Zentralanatolien vorstellte, traf in Hannover nicht ein. All diese aufwendigen traditionsreichen Arbeiten, so wurde ihr vermittelt, passten nicht in den modernen Einrichtungsstil der kleinen Wohnung. Also bewahrte sie die Textilien sorgfältig gefaltet und ungenutzt in dem Schrank auf.

Minimallohn

Die Lohnhöhe meiner Eltern wurden nach einem Lohngruppensystem berechnet, das auf ihrem Ausbildungsstand basierte. Als ungelernte Arbeiter*innen erhielten sie Minimallohne. Die Löhne für neu eingestellte Arbeiter*innen waren noch einmal niedriger als die Minimallohne – so die Begründung – da während der Einarbeitungszeit Produktionsverluste auftreten. Dabei wird der Produktionsausfall aufgebauscht, um die Löhne niedrig zu halten.

Müdigkeit

Meine Mutter nach der Frühschicht. Sie sagt, sie sei müde. Hätte wenig Schlaf gehabt. Legt sich für zwei Stunden hin. Zwei Stunden sind lang für ein Kind. Wenn sie aufwacht ist sie etwas benommen. Immer wieder höre ich sie sagen: „Ich bin müde.“ Im Türkischen (eine agglutinierende Sprache) ist es ein Wort: „Yorgunum“. Irgendwann sage ich es auch: „Yorgunum“.

Höre die Musik von Zeki Müren dazu:

Hayat yordu beni,

yıllar yordu beni

Yollar yordu beni,

koşmaktan yorgunum

[Müde vom Leben,

Müde von den Jahren

Müde von den Wegen,

Müde vom Hinterherlaufen.]

Bevor mein Vater sich nach der Frühschicht hinlegt, isst er etwas. Er schläft ohne Decke.

Selbst beim kurzen Mittagsschlaf verfolgen ihn Alpträume.

Nachtschicht

Meine Eltern arbeiten im Schichtdienst. Ich konnte so lange nicht einschlafen, bis meine Mutter von der Nachtschicht heimkehrte. Ihre Stimme klang fröhlich, wenn sie leise die Wohnung betrat. Nachts hatte sie Angst, von der Arbeit nach Hause zu gehen. Manchmal ging sie allein durch die Straßen des Industriegebiets. Auch ihre Angst war ansteckend.

NSU-Morde

Zwischen 2000 und 2006 wurden in verschiedenen deutschen Städten neun migrantische Kleinunternehmer im Alter zwischen 20 und 40 Jahren vom NSU (Nationalsozialistischer Untergrund) ermordet. Die Opfer Enver Şimşek, Abdurrahim Özüdoğru, Süleyman Taşköprü, Habil Kılıç, Mehmet Turgut, İsmail Yaşar, Theodoros Boulgarides, Mehmet Kubaşık und Halit Yozgat hatten sich alle selbstständig gemacht und betrieben eigene Geschäfte. Dies war aufgrund ihrer Entlassung aus den Fabriken, die sie oder ihre Familien einst beschäftigten, notwendig geworden. Sie führten selbstständig ihre kleinen Unternehmen, darunter einen Kiosk, eine Schlosserei, einen Blumenstand, eine Schneiderei, einen Imbiss, einen Gemüseladen und ein Internetcafé.

(Ayşe Gülec: „Den Kampf um Aufklärung führen vor allem die Frauen“.

In: <https://www.belltower.news/ayse-guelec-den-kampf-um-die-nsu-aufklaerung-fuehren-vor-allem-die-frauen-83673/>)

Rente

Meine Eltern konnten es kaum abwarten in die Rente zu gehen. Sie zählten die Jahre bis zur Pensionierung. Als es so weit war, verbrachte mein Vater die meisten Monate des Jahres in einem kleinen Vorort in der Türkei. In der Region wird es im Winter kaum kälter als 15 Grad. Das tat seinen rheumatischen Gelenken gut. Er hatte dort ein Mietshaus gebaut. Wie ein Hausmeister wohnte er im Parterre. Ich sah dieses Haus ein einziges Mal. Zu seiner Beerdigung. In einem schmalen Garten, der das Haus wie die Mauer umzäunte, hatte er viele Zitronenbäume

angepflanzt. Die Dachterrasse eröffnete den Blick auf einen etwas entfernten und dramatisch geformten Berg. Ob im Sog dieses beeindruckenden Panoramas wohl seine Erinnerungen an die Arbeitsjahre verblassten.

Selbstverstümmelung

...meine Mutter erzählt mir, dass mein Vater sich absichtlich an einer der Maschinen in der Fabrik an der Hand verletzt hat. Er wollte nicht mehr arbeiten. Vielleicht wollte er nie wieder arbeiten. Sie will mir vorführen, wie die Maschine seine Hand zerbrach und hört abrupt auf.

Taschengeld

Mit 13 Jahren reicht das Taschengeld nicht mehr. Ich fange an, Wochenzeitungen auszutragen. Niemand will diese Wochenzeitungen in seinem Briefkasten haben. Die Leute reagieren unfreundlich. Eine Zeit lang weiß ich nicht, ob die Ablehnung mir oder den Zeitungen gilt. Auf jeden Fall schätze ich die Autonomie, die mir mein kleiner Lohn gibt.

Versklavt

Als 1683 die osmanische Armee unter der Führung des Großwesirs Kara Mustapha weit ins mitteleuropäische Kernland vorgedrungen war und vor den Stadttoren Wiens lagerte, erfuhren dies auch die Menschen in München. Die Bevölkerung fürchtete sich vor der osmanischen Armee und noch mehr vor dem Untergang des christlichen Abendlandes. Mit mehr als 11.000 Soldaten eilte der bayerische Kurfürst Max Emanuel dem Habsburger Kaiser zu Hilfe und verhalf zu einem Sieg über die osmanische Armee. Als Kriegsbeute brachte er etwa 1000 türkische Kriegsgefangene nach München. Sie wurden zu Versklavten. Wurden für Rodungen und Kanalbau eingesetzt. Sie legten beispielsweise ein Kanalsystem zwischen Nymphenburg, Dachau und Schleißheim an. Waren auch an der Errichtung der Schlosanlage in Schleißheim und dem Ausbau des

Schlusses Nymphenburg beteiligt. Am Hof des Kurfürsten und in vielen Adelshäusern arbeiteten junge Türken als Pagen oder Dienstpersonal, wie zum Beispiel als Träger von Sänften.

(Michael Stephan, Münchens erste Türken – und ein damit verbundenes Missverständnis, in: Turmschreiber 34 (2016), S. 49–51.)

Vorarbeiter(*in)

In ihrer Freizeit erzählen sich die Erwachsenen, was die Vorarbeiter*innen gezeigt haben, was sie gesagt haben, wie sie lobten, wie ernst oder lustig sie sind. Für viele Jahre blenden mich diese Überhöhungen derart, dass ich keine realistische Vorstellung davon bekomme, wo im Organigramm der Fabriken die Vorarbeiter*innen situiert sind.

Miriam Gutekunst,
Isabel Klein, Alexandra Rau
(F*AMLab)

Glossar A R B E I T

2. Fortschreibung

F*AMLab ist ein Labor für feministische Forschung, Bildung und Praxis aus München, das an der Schnittstelle von Kunst, Aktivismus und Wissenschaft im Digitalen und Analogen Räume für feministische Politik, Kultur und Debatte eröffnet und gestaltet. Organisatorisch ist das F*AMLab an die Frauenakademie München e.V. angebunden.

Dr. Miriam Gutekunst forscht und lehrt am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der LMU München. Ihr Arbeitsschwerpunkt sind Grenzziehungsprozesse in postmigrantischen Gesellschaften, wobei postkoloniale sowie geschlechtertheoretische Perspektiven einen Fokus bilden. 2018 erschien ihre Dissertation „Grenzüberschreitungen. Migration, Heirat und staatliche Regulierung im europäischen Grenzregime“ bei Transcript. Aktuell arbeitet sie an einem Forschungsprojekt zum Geschlechterwissen feministischer Initiativen, die sich gegen Phänomene wie FGM-C und ‚Zwangsheirat‘ engagieren. Außerdem beschäftigt sie sich mit der Praxis des Schreibens sowie mit Fragen und Herausforderungen engagierter Wissenschaft. Sie ist Mitglied des F*AMLab.

Dr. Isabel Klein ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der LMU München, wo sie 2021 mit einer Ethnografie zu der "prekären Intimität" in Kosmetikstudios promoviert hat (2022 bei Springer VS erschienen). Nach dem Studium der Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin und der New School for Social Research in New York, lehrt und forscht sie seit 2015 an der LMU München zu Arbeit und Geschlechterverhältnissen, Ungleichheit, Prekarität, Körpersoziologie und seit kurzem zu gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Sie ist Mitglied des F*AMLab.

Dr. des. Alexandra Rau ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der LMU München und beschäftigt sich seit vielen Jahren ethnographisch mit Altersarmut von Frauen. Sie forscht und lehrt zu den Themenfeldern Arbeit und Prekarität, affect studies, soziale Ungleichheit sowie Geschlechterforschung. In Kürze erscheint ihre Dissertation „Das Affektregime weiblicher Altersarmut. Zur subjektiven Verarbeitung von Prekarität“ als Monografie bei Campus. Schwerpunkte ihrer Arbeit sind außerdem das ethnographische Schreiben sowie die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse durch künstlerische Formate wie das der Lecture Performance. Sie ist Mitglied des F*AMLab.

Glossar A R B E I T 2. Fortschreibung

Geschlechtertheoretische Perspektiven

4-in-1-Perspektive

Die Vier-in-einem-Perspektive ist ein Konzept der feministischen Theoretikerin Frigga Haug. Es liefert einen Gegenentwurf zur Fokussierung auf Erwerbsarbeit in kapitalistischen Gesellschaftsformationen, die vor allem weiblich sozialisierte Menschen in vielerlei Hinsicht benachteiligt. Aufbauend auf einem weiten Arbeitsbegriff, der neben Erwerbsarbeit auch andere Formen des Tätig-Seins miteinschließt, wie beispielsweise Hausarbeit, Kindererziehung, Selbstsorge, die Pflege Angehöriger oder politisches Engagement (**Care (Arbeit)**) entwickelt Frigga Haug eine Utopie einer gerechten Verteilung dieser Tätigkeiten. Entgegen der Zentralisierung von Erwerbsarbeit in kapitalistischen Lebensführungsmodellen und der Normierung einer 40-Stunden-Woche, die den **8-Stunden-Tag** als Maßstab setzt, schlägt sie vor, den Tag in vier gleichwertige Zeiteinheiten zu teilen und vier Tätigkeitsbereichen zuzuordnen, aber auch „die Grenzen zwischen ihnen einzureißen, die entsprechenden Haltungen zu ändern“:

„Das betrifft alle, also erstens die Arbeit der Erstellung der Lebensmittel im weiteren Sinn (heute in der Form der Lohn- oder Erwerbsarbeit geregelt), die zugleich den Anteil am gesellschaftlichen Reichtum sichern soll, ebenso als Menschenrecht zu behaupten, wie zweitens die Teilhabe an der Arbeit an Menschen und an Natur (heute als Reproduktionsarbeit bezeichnet), drittens die Entwicklung eigener vielfältiger Fähigkeiten als Anstrengung und als Genuss (heute als Luxus für die Oberen empfohlen) und viertens vor allem die politische

Teilhabe an der Gestaltung der Gesellschaft (heute in Stellvertretung geregelt).“ (Haugg 2014)

Diese neue Aufteilung beruht dabei auf der Annahme, dass alle genannten Formen für das gesellschaftliche Funktionieren grundlegend sind. Ohne regenerative Selbstsorge existiert beispielsweise keine Arbeitskraft. Ohne soziale Teilhabe würde gesellschaftlicher Zusammenhalt erodieren. Haugg kritisiert, dass diese, für das gesellschaftliche Überleben notwendige Arbeit bisher ungleich verteilt ist und vor allem zu Lasten marginalisierter Gruppen geht. Ihrem Vorschlag entsprechend würde sich die 40-Stunden-Woche auf eine 20-Stunden-Woche für alle Menschen reduzieren, die dann jedoch gleichermaßen alle mehr Zeit für die oben genannten Bereiche haben. Haugg knüpft mit diesem Konzept an eine feministisch-marxistische Tradition an und reagiert auf gegenwärtige Vereinbarkeitsfragen und Zeitknappheit in einem neoliberal beschleunigten Alltagsregime, die sich unter anderem in verstärkten Erschöpfungssymptomen oder der gesellschaftlichen Care-Krise widerspiegeln.

Haugg Frigga (2014): „Marxismus-Feminismus. Ein Projekt“, in: Yvonne Franke/Kati Mozygemba/Kathleen Pöge/Bettina Ritter/Dagmar Venor (Hg.): Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis, S. 129-144.
Schutzbach, Franziska (2021): Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit.
Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft.

Alexandra Rau

„Feminismus für die 99%“ ist der Titel eines Manifests, das 2019 von Cinzia Arruzza, Tithi Bhattacharya und Nancy Fraser veröffentlicht wurde. Darin kritisieren sie einen liberalen „Lean in“-Feminismus, der lediglich einige wenige gut ausgebildete Frauen im Blick hat und in den letzten Jahren unter anderem von der Facebook-Managerin Sheryl Sandberg postuliert wurde. Die Autor*innen bezeichnen ihn als „Feminismus für 1%“. Sie fordern dagegen gerechte Lebens- und Arbeitsbedingungen für alle Frauen und sehen die Lösung in der Abschaffung des Kapitalismus durch einen „Feminismus für 99%“. Dabei stehen sie für einen intersektionalen Feminismus, der anerkennt, dass die Benachteiligung von Frauen mit anderen Formen der Unterdrückung wie Rassismus verschränkt ist. Auch machen sie deutlich wie tief der Kapitalismus in unser aller Privatsphäre eingreift und es sich somit nicht nur um eine Wirtschaftsform handelt. Ihre Vision ist ein „feministischer, ökosozialistischer und antiimperialistischer Internationalismus, dessen Ziel nicht das Vorankommen Einzelner ist, sondern das Wohlergehen aller“. Die feministische Neuerfindung des Streiks sehen sie dabei als ein wichtiges Instrument und Zeichen für möglichen Wandel.

Arruzza, Cinzia; Bhattacharya, Tithi; Fraser, Nancy (2019): Feminismus für die 99%. Ein Manifest.

Miriam Gutekunst

Altersarmut

Altersarmut beschreibt einen finanziellen Mangelzustand in der Lebensphase des Alters. In kapitalistischen Gesellschaften lässt sich der Lebensverlauf in drei voneinander abgrenzbare Phasen unterteilen: Auf die Kindheit, d. h. auf die, das Berufsleben vorbereitende Lebensphase, folgt die lange erwerbspflichtige Phase, in der für das Alter, die Nacherwerbsphase vorgesorgt wird. Mit dem Erreichen des Regelpensionsalters (das sich momentan abhängig vom Geburtsjahr zwischen 67 und 65 Jahren befindet) beginnt der sogenannte Ruhestand: die Lebensphase, die von staatlicher Seite

durch eine Altersrente abgesichert wird. Fällt diese unter ein bestimmtes Mindestmaß, bemessen unter anderem anhand der Armutsrisikoschwelle, die in München im Jahr 2017 beispielsweise bei 1350 € lag (Sozialreferat Landeshauptstadt München 2017), kann von Altersarmut gesprochen werden. „Der Ruhestand“, auch wenn er gemeinhin als selbstverständlich angenommen wird, ist dies jedoch noch gar nicht so lange, sondern lässt sich vielmehr als die soziale Errungenschaft der Nachkriegsgesellschaft verstehen. Noch bis ins 20. Jahrhundert hinein gab es keine soziale Absicherung des Alters, erst unter Bismarck wurde die Invaliden- und Altersrente eingeführt, die damals jedoch lediglich die durch Altersschwäche schwindende Arbeitskraft und geminderte Leistungsfähigkeit kompensierte, nicht aber gänzlich von Arbeit befreite. Diese Anfänge eines gesellschaftlichen Sozialversicherungssystems wurden nach dem zweiten Weltkrieg unter Konrad Adenauer erneut aufgegriffen und zu einer vollumfänglichen staatlichen Altersrente ausgebaut, die ihren Bürger*innen den Ruhestand als erwerbsarbeitsfreie Lebensphase bescherte und sich seit jeher diskursiv als „wohlverdient“ ins kulturelle Gedächtnis einschrieb. Gegenwärtig steht genau diese Errungenschaft auf dem Spiel. So haben die letzten Rentenreformen, konkret die Senkung des Rentenniveaus, die sukzessive Erhöhung des Rentenalters sowie die Einführung des Drei-Säulen-Modells dazu geführt, dass der als sicher geglaubte Ruhestand für viele – insbesondere Frauen – (wieder) ins Wanken gerät. Grund für die vergeschlechtlichte Ungleichheit im Alter (2018 lagen die durchschnittlichen Rentenzahlungen bei Altersrenten in Deutschland bei Frauen mit ca. 647 Euro (West) und 962 Euro (Ost) deutlich unter denen bei Männern (1130 Euro West/1226 Euro Ost) (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut 2020) ist die strukturelle Ausrichtung des Rentensystems. Dieses stützt sich ausschließlich auf Erwerbsarbeit. Die Höhe der gesetzlichen Altersrente wird anhand der Anzahl geleisteter Erwerbsarbeitsjahre sowie dem währenddessen erwirtschafteten Bruttoverdienst berechnet. Für Frauen ist der Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt jedoch bis

heute beschränkt: eine horizontale Segregation des Arbeitsmarktes führt zu einer Spaltung in männliche und weibliche Tätigkeitsfelder, wobei die sogenannten typischen Frauenberufe, die vor allem im Care- und Dienstleistungssektor angesiedelt sind mit einer durchschnittlich schlechteren Bezahlung einhergehen. Neben dieser horizontalen geschlechtsspezifischen Ungleichverteilung bremsen bis verhindern subtile Mechanismen wie die Gläserne Decke auf einer vertikalen Ebene die Karrierebestrebungen von Frauen. Der Gender Pay Gap der 2019 in Deutschland bei 20 Prozent (West) bzw. 6 Prozent (Ost) lag (Statistisches Bundesamt 2021) und der sich später in einem Gender Pension Gap um ein Vielfaches kumuliert, sind die Folgen der Arbeitsmarktsegregation. Gleichzeitig übernehmen Frauen nach wie vor die Hauptlast der unbezahlten Care-Arbeit, das heißt der Kindererziehung, häuslichen Reproduktionsarbeit oder auch der Pflege von Angehörigen, warum sie entweder gar nicht oder nur geringfügig Lohnarbeiten und entsprechend weniger geleistete Erwerbsarbeitsjahre am Ende ihrer Berufsbiografien vorweisen können. Auch wenn es inzwischen unterschwellige Lösungsansätze von Seiten des Gesetzgebers gibt, auch Formen geleisteter Care-Arbeit ins Rentensystem zu integrieren (Stichwort: Mütterrente, Anrechnung von Erziehungszeiten), so bleiben diese jedoch Tropfen auf den heißen Stein. Die jahrzehntelange Zentrierung des sozialen Sicherungssystems entlang eines Ungleichheiten produzierenden Erwerbsarbeitsmarktes sowie gesellschaftlich fest verankerter vergeschlechtlichter Rollenbilder (Stichwort male bread winner model) haben zu einer Institutionalisierung geschlechtsspezifischer Altersarmutsrisiken geführt. Durch die generelle Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse (**Prekarität**) ist anzunehmen, dass Altersarmut künftig auch mehr Männer betreffen wird, insofern das Rentensystem strukturell weiterhin mit dem Erwerbsarbeitssystem ver-schränkt bleibt.

Denninger, Tina; van Dyk, Silke; Lessenich, Stephan; Richter, Anna Katharina (2014): Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft.

Rau, Alex (2019): Altersarmut. In: Gender Glossar / Gender Glossary (6 Absätze). Verfügbar unter: gender-glossar.de

Sozialreferat Landeshauptstadt München (2017): Münchner Armutsbericht. Verfügbar unter: www.muenchen-gegen-armut.de.
Statistisches Bundesamt (2021): Gender Pay Gap. Verfügbar unter: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-1/gender-pay-gap.html>.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (2020): Durchschnittliche Rentenhöhe von Frauen und Männern 1995-2018. Verfügbar unter: <https://www.wsi.de/de/einkommen-14619-durchschnittlicher-rentenzahlbetrag-von-frauen-und-maennern-14916.htm>.

Alexandra Rau

Ausbeutung

In Karl Marx' Werk ist Ausbeutung ein zentraler Begriff für die Beschreibung der Lohnarbeitsgesellschaft, wie sie durch die Industrialisierung und Moderne hervorgebracht wurde. Mit der Moderne und der Aufklärung wurden die Menschen aus der Ständeherrschaft befreit und zu freien Bürgern. Marx bezeichnet sie als „doppelt freie“ Lohnarbeiter. Das bedeutet, dass sie frei im politischen Sinne sind (also keine Leibeigenen mehr), aber damit auch frei, ihre Arbeitskraft auf einem freien Markt zu verkaufen, was sie fortan tun müssen. Arbeiter sind anders als die Besitzenden Klassen frei von Besitz, sie besitzen nur ihre Arbeitskraft. In dem Verkauf der Arbeitskraft steckt immer ein Ausbeutungsverhältnis, weil der*die Lohnarbeiter*in für die von ihr*ihm geleistete Arbeit als Lohn nicht den Gegenwert seiner*ihrer Arbeit bekommt, sondern er*sie in einem asymmetrischen Tauschverhältnis mit dem Unternehmer lediglich so viel Lohn erhält, wie zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendig ist. Die Differenz, also den Mehrwert, den Arbeitende mit ihrer Arbeitskraft produzieren, eignet sich „der Kapitalist“ an und erzielt dadurch Gewinn. Dieser Prozess wird als Akkumulation bezeichnet, das heißt, dass erst durch die Anhäufung von Besitz Re-Investition und Wachstum möglich wird. Die ursprüngliche Akkumulation zu Beginn des Kapitalismus implizierte zwei weitere Formen von Ausbeutung, die von Frauen im Bereich der Reproduktion und die von Sklav*innen in den Kolonien.

Aus geschlechtertheoretischer Perspektive findet Ausbeutung im Kapitalismus nicht nur in

der Sphäre der Produktion statt, sondern auch in der unbezahlten Arbeit, die mehrheitlich und historisch ausschließlich Frauen zugewiesen wurde. Reproduktion bezeichnet all jene Tätigkeiten, die zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendig sind, oft als drei C's im Englischen abgekürzt: Cooking, Cleaning, Caring. Weil diese Form der Arbeit als solche nicht anerkannt ist, sondern als Liebesdienst und natürliche Eigenschaften von Frauen gelten, aber für die Funktionsweise der kapitalistischen Gesellschaft unabdingbar sind, kann auch hier von Ausbeutung (weiblicher) Arbeit im Sinne von Nicht-Anerkennung und Unsichtbarmachung gesprochen werden. Es wird geschätzt, dass ca. ein Drittel des Bruttoinlandsprodukts auf unbezahlte Arbeit zurückgeht. Feministische Bewegungen in den 70er Jahren forderten „Lohn für Hausarbeit“, um auf dessen gesellschaftlichen Wert aufmerksam zu machen. Aus dekolonialer und globaler Perspektive zeigt sich, dass Ausbeutung nicht nur in der ideologischen Trennung von Produktion und Reproduktion stattfindet, sondern, dass die Kolonisierung ebenfalls eine Form der ursprünglichen Akkumulation darstellt. Durch den Menschenhandel und die Sklaverei in Nord-, Mittel- und Südamerika fand eine besonders extreme Form der rassistischen Ausbeutung von menschlicher Arbeitskraft auf den Plantagen statt. Afroamerikanische Sklavinnen wurden zudem doppelt, in der Sphäre der Reproduktion und Produktion ausgebeutet. Ausbeutungsverhältnisse sind kein historisches Relikt aus den Anfängen des Kapitalismus, sondern bestehen bis heute fort. Einerseits in der grundlegenden Form wie von Marx beschrieben, d.h. alle Lohnarbeitsverhältnisse sind immer Ausbeutung, insofern sie als Lohn nie den ganzen Wert der Arbeitskraft auszahlen. Andererseits arbeiten weiterhin mehrheitlich Frauen global unbezahlt in der reproduktiven Sphäre. Würde man die global unbezalt geleistete Arbeit entlohnen, würde das jährlich elf Billionen Dollar kosten (Vorsamer 2020). In den globalen Ausbeutungsverhältnissen zeigen sich Kontinuitäten des Kapitalismus, beispielsweise in der Hyperausbeutung von Arbeitenden in der industriellen Produktion in Schwellenländern für den Konsum des

globalen Nordens (Globalisierung).

Becker-Schmidt, Regina (2008): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, R. / Kortendieck, B. (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung.

Bock, Gisela; Duden, Barbara (2000): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Bührmann et al. (Hg.) Arbeit, Sozialisation, Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung.

Davis, Angela Y. (1981): Women, Race and Class.

Federici, Silvia (2006): Caliban and the Witch: Women, the Body and Primitive Accumulation.

Vorsamer, Barbara (2020): Auch Care-Arbeit ist Arbeit. SZ vom 29.2.20. Verfügbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/leben/care-arbeit-bezahlung-1.4823395>

Isabel Klein

Emotionale Arbeit

Emotionale Arbeit kann bezahlt und unbezahlt geleistet werden (**Mental load**), aber bezieht sich hauptsächlich auf die durch die Tertiärisierung kommodifizierte Aufgabe vor allem von Frauen, durch die Arbeit an den eigenen Gefühlen, (positive) Gefühle bei anderen herzustellen. Die unbezahlte Arbeit von Frauen, durch **Care(Arbeit)** Glück, Zufriedenheit und Wohlbefinden zu erzeugen, wird in der Dienstleistungsgesellschaft zur Ware und Bedingung, damit die verkaufte Dienstleistung als solche funktioniert. In Wert gesetzt werden beim Friseur, im Verkauf oder im Fitness Studio nicht nur ein Dienst wie ein Haarschnitt oder ein Produkt, sondern damit verbunden ein bestimmtes Gefühl. Arlie Russell Hochschild hat die unterschiedlich vergeschlechtlichte Emotionsarbeit von Flugbegleiterinnen und Schuldeneintreibern untersucht und den Begriff „emotionale Arbeit“ dafür geprägt. Diese unterschiedlichen Anforderungen an die Arbeit von Männern und Frauen rekurren auf der für den Kapitalismus konstitutiven Trennung von Produktion und Reproduktion und damit einhergehender geschlechtlicher Zuweisungen. Frauen wird dabei historisch und bis heute zugeschrieben, im Privaten als auch in entlohnter Arbeit, für das Glück anderer zuständig zu sein. Sarah Ahmed nennt dieses Affektregime „Promise of Happiness“ und

thematisiert die damit einhergehende Verunsichtbarung des Aufwands: „The Housewife erases the signs of labour under the signs of happiness“ – dass es sich bei einem „Lächeln“ auch um Arbeit handelt, wird dabei nicht gesehen und gleichzeitig abgewertet. Emotionale Arbeit ist aber nicht nur vergeschlechtlicht, sondern auch rassifiziert. So zeigt Miliann Kang in ihrer Studie zu koreanischen Nagelsalons in New York, wie unterschiedlich „koreanisch“ und „weiblich“ von Arbeitenden affektiv hervorgebracht wird, je nach race/class/gender ihrer Kund*innen. Das betont, wie sehr die Darstellung von Emotionen Arbeit ist und nicht „natürliche“ Eigenschaft von Frauen. Ganz im Gegenteil, wie sehr es überhaupt Arbeit ist, ein Geschlecht darzustellen, zeigen die Texte von Jane Ward. Sie bezeichnet die Herstellung von Geschlechtlichkeit in intimen Beziehungen als „Gender Labor“.

Ahmed, Sarah (2010): The Promise of Happiness.

Hochschild, Arlie Russell (2012): The Managed Heart.

Commercialization of Human Feeling.

Kang, Miliann (2010): The Managed Hand. Race, Gender, and the Body in Beauty Service Work.

Ward, Jane (2010). Gender Labor: Transmen, Femmes, and Collective Work of Transgression. *Sexualities*, 13(2), 236–254.

Isabel Klein

Gewerkschaft

Gewerkschaften vertreten die Interessen der Arbeit, d.h. der Arbeitnehmer*innen, gegenüber der Kapitaleseite, den Arbeitgeber*innen. In Deutschland ist Gewerkschaftspolitik stark institutionalisiert und kooperativ, in einer sogenannten Sozialpartnerschaft. Gewerkschaften besitzen das alleinige Recht, gemeinsam mit den Arbeitgeberverbänden Tarifverträge zu verhandeln. Ihr **Arbeitskampf** war und ist teilweise stark von **Androzentrismus** geprägt, d.h. die Gewerkschaften verhandeln nur über Lohnpolitik und orientierten sich lange Zeit am fordistischen Ideal des Normalarbeitsverhältnisses, weißer, industriell beschäftigter Männer. Bis in die späten 90er Jahre hinein wurden Geschlechterfragen in den Gewerkschaften höchstens als „Nebenwiderspruch“ zu „Klassenkonflikten“ (Koch-Baumgarten 1999, 36)

wahrgenommen. Die treibende Dynamik der gewerkschaftlichen Macht war seit Beginn von Industrialisierung und Arbeitskämpfen der Widerspruch zwischen Arbeit und Kapital. Bis zum Ende der wilhelminischen Zeit wurden Frauen in den Gewerkschaften und in der Industriearbeit – ihr Anteil an den Beschäftigten betrug 1907 beispielsweise 4,6% (IG Metall 2004, 15) – bestenfalls ignoriert, schlimmstenfalls als Konkurrenz der männlichen Industriearbeiterschaft wahrgenommen. Frauen waren also kaum industriell beschäftigt und wenn, dann prekär, ungelernt und unorganisiert. Sie bildeten die „Reservearmee“ des männlichen Proletariats, das sich durch erwerbsarbeitende Frauen in seinem Status bedroht fühlte. Als durch ein Bundesverfassungsgerichtsurteil 1955 die Lohnabschläge für Frauen für verfassungswidrig erklärt wurden, wurden die dem Pay Gap zugrunde liegenden Frauenlohngruppen durch Leichtlohngruppen ersetzt. Mit der Einführung von Leichtlohngruppen sicherten die Gewerkschaften ihrem industriellen Stammklientel deren privilegierte Stellung im Produktionsprozess. Fraueninteressen wurden in Gewerkschaften in gewerkschaftliche Sondergremien ausgegliedert, die patriarchalen Strukturen der Gesamtorganisation blieben davon weitestgehend unberührt (vgl. IG Metall 2004). 1973 lag die Erwerbsquote von Frauen bei 48,8 und die der Männer bei 86,6 Prozent (Borris 1977, 17). Ein Drittel der erwerbstätigen Frauen arbeitete im produzierenden Gewerbe, „von den Arbeitenden im Stahl-, Maschinen- und Fahrzeugbau [waren] 15 Prozent Frauen, von der Eisen- und NE-Metallerzeugung, der Gießerei und Stahlverformung 16 Prozent der Beschäftigten“ (Borris 1973, 17). Frauenarbeit war damit auch im produzierenden Gewerbe der Metallindustrie keineswegs die Ausnahme. Allerdings waren die meisten von ihnen (wie auch schon zur Jahrhundertwende) an- bzw. ungelernt und oft prekär beschäftigt. Unter den Vorarbeiter*innen lag die Frauenquote 1973 bei nur fünf Prozent, unter den Facharbeiter*innen bei knapp neun Prozent. Da also ein Großteil der Frauen in der Metallindustrie in an- und ungelernten Tätigkeiten beschäftigt war, waren sie auch weniger gewerkschaftlich organisiert

als „der männliche Normalarbeiter“. Der daraus resultierende geringe Organisationsgrad von Frauen wurde als weibliche „Organisations-unlust“ abgetan (Koch-Baumgarten 1999, 38). Faktisch jedoch waren Frauen nicht in den Segmenten des Gewerkschaftsstammklientels (also als Facharbeiterinnen) tätig, und sie arbeiteten oftmals in Teilzeit statt in Vollzeit (**Altersarmut**). Die fehlende oder ungenügende Geschlechterpolitik der Gewerkschaften kann in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung als integraler Bestandteil der kapitalistischen Produktionsweise und der daraus folgenden Konzentration der Gewerkschaften auf das Normalarbeitsverhältnis verortet werden. Bis heute können die erheblichen geschlechtsspezifischen Einkommens- und Rentenunterschiede als Folgen einer versäumten feministischen Gewerkschaftspolitik und deren Kooperation mit den Strukturen des patriarchalen Wohlfahrtsstaats (Ehegattensplitting, Kinderbetreuung etc.) gewertet werden. Ein historisches Beispiel für die androzentrische Politik der Gewerkschaften war die Einführung von Leichtlohngruppen, die die Frauenlohngruppen ersetzen, aber weiterhin für eine Lohndiskriminierung von Frauen sorgten, weil deren Arbeit als körperlich leichter eingestuft wurde (**Körper**). Dagegen streikten vorwiegend migrantische Frauen 1973 beim Autozulieferer Pierburg in Neuss und forderten „eine Mark mehr“. Berühmt und historisch wurde dieser wilde Streik, der also zunächst ohne Beteiligung der Gewerkschaft von den Frauen selbst ausgerufen wurde, weil er, auch durch die spätere Solidarisierung durch Betriebsrat und IG Metall, erfolgreich war und zur Abschaffung der Leichtlohngruppe führte. Um die Interessen aller Arbeitenden zu berücksichtigen und nicht nur auf industrielle Vollzeitbeschäftigung zu fokussieren, müssen Gewerkschaften neue politische Visionen für eine gerechte Arbeitspolitik entwerfen, die neben Lohn- auch Zeitfragen berücksichtigt (z.B. **4-Tage-Woche, 30-Stunden-Woche**).

Artus, Ingrid (2018): FRAUEN * STREIK! Rosa-Luxemburg Stiftung.
Online unter: https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Analysen/Analysen54_FrauenStreik.pdf

Borris, M. (1976): 25 Jahre Frauenarbeit der IG Metall. Zwischen

Sozialpolitik und Lohnkampf. Frankfurt am Main: Schriftenreihe der Industriegewerkschaft Metall für die Bundesrepublik Deutschland. Nr. 71.

Koch-Baumgarten, S. (1999): Vom Arbeitnehmerpatriarchat zur Quotengewerkschaft? Ein Rückblick auf 50 Jahre

Geschlechterverhältnisse in den Gewerkschaften der Bundesrepublik Deutschland. In: Femina Politika. Zeitschrift für feministische Politik und Wissenschaft. 8. Jg. Heft 1/1999.

Kurz-Scherf, Ingrid (1994): Brauchen die Gewerkschaften ein neues Leitbild der Erwerbsarbeit? Oder: Brauchen die Frauen eine neue Gewerkschaft?, Gewerkschaftliche Monatshefte, 45(07), S. 436-449.

Isabel Klein

Globalisierung

Während in Zeiten der Globalisierung Waren, Güter und Kapital ohne große Regulierung auf dem Weltmarkt zirkulieren, ist die Mobilität von Menschen nach wie vor und zunehmend verstärkt Kontrollen und Hierarchisierungen unterworfen. Dies betrifft gegenwärtig vor allem Migration aus dem Globalen Süden in den Globalen Norden, die durch komplexe postkoloniale Machtverhältnisse strukturiert ist. Zwar hat es Mobilität in beide Richtungen bereits im Kontext des europäischen Kolonialismus gegeben, durch neue Kommunikationstechnologien und Transportmöglichkeiten sowie der Transnationalisierung der Wirtschaft haben diese jedoch im Zuge der Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts massiv zugenommen. Die Migrationspolitik europäischer Staaten folgt dabei schon lange ökonomischen Nützlichkeitslogiken und ist eng verbunden mit der Organisation von Arbeit und damit auch mit vergeschlechtlichten und ethnisierten Hierarchien innerhalb von Arbeitsverhältnissen (Gutiérrez Rodríguez 2007). Als in den 50er und 60er Jahren sogenannte „Gastarbeiter“ aus dem Ausland angeworben wurden, um mit ihrer Arbeitskraft Deutschlands wirtschaftlichen Aufschwung voranzutreiben, waren auch Frauen unter den Eingewanderten, jedoch blieben sie unsichtbar im öffentlichen Bewusstsein. Erst mit dem Anwerbestopp von 1973 und dem Einsetzen eines verstärkten „Familiennachzugs“ wurden auch migrantische Frauen stärker wahrgenommen, jedoch zumeist auf ihre Rolle als „nachziehende Ehefrau, Mutter

und Hausfrau“ festgeschrieben, obwohl auch von ihnen die meisten einer Lohnarbeit nachgingen bzw. nachgehen mussten, da ein Lohn im Niedriglohnsektor bereits zu dieser Zeit nicht ausreichte, um eine Familie zu ernähren (**Hausfrauisierung**). Die Unterscheidung in Heirats- und Arbeitsmigration innerhalb der Migrationspolitik ging damals bereits an den Lebensrealitäten vorbei. Die Soziologin Susanne Schultz hat herausgearbeitet, wie seit den 1990er Jahren Migrationspolitik in der Bundesrepublik verstärkt als Lösungsansatz demografischer Probleme thematisiert wurde (Schultz 2016). In diesen Debatten geht es vor dem Hintergrund einer „alternden Gesellschaft“ sowohl um die Nützlichkeit der Migration, um einen „unmittelbaren kurzfristigen Arbeitskräftebedarf“ zu stillen, als auch um einen „längerfristigen biopolitischen Zusammenhang“, „um Fragen einer migrantischen ‚Fertilität‘ und darum, wie der nationale Bevölkerungskörper langfristig zusammengesetzt werden soll und welche zukünftigen Staatsbürger_innen ‚wir‘ brauchen“ (Schultz 2016). Im Zuwanderungsgesetz von 2005 wurde z.B. mit Instrumenten zur kontrollierten Fachkräfteanwerbung oder eines Sprachnachweises für „nachziehende Ehegatten“ sowohl diesem ökonomistischen Ansatz als auch der vermeintlichen Gefahr einer fehlenden Integrationsfähigkeit der Eingewanderten begegnet. Besonders deutlich werden jene vergeschlechtlichten postkolonialen Hierarchien und Machtverhältnisse im Kontext der Organisation von Care-Arbeit in westlichen Ländern, die massiv auf die transnationale Migration und Prekarisierung von Frauen aus Osteuropa und dem Globalen Süden angewiesen ist (Precarias a la Deriva 2004). Im Feld der haushaltsnahen und personenbezogenen Dienstleistungen arbeiten vor allem Migrantinnen in Westeuropa. Sie reisen über unterschiedliche – zumeist sehr prekäre – Wege in die EU ein (über ein Heirats- oder Touristenvisum oder als Flüchtling) und finden sich dann in gering bezahlten, entgrenzten und unsicheren Arbeitsverhältnissen wieder. Arlie Russell Hochschild hat in diesem Zusammenhang den Begriff der globalen Betreuungsketten (Global Care Chains) geprägt: Sie beschreiben den Zusammenhang

zwischen der Integration von Frauen in westlichen Gesellschaften in den Arbeitsmarkt und der Auslagerung der unbezahlten Care-Arbeit an prekär beschäftigte migrantische Frauen, die wiederum ihre eigenen Angehörigen und Familien hinter sich lassen müssen und im Herkunftsland auf Unterstützung angewiesen sind. Die gestiegene Nachfrage betrifft dabei nicht nur westliche Industrienationen, sondern auch Mittel- und Oberschichtshaushalte im Globalen Süden. Eine weitere Schattenseite der Globalisierung in Bezug auf Arbeitsverhältnisse ist die Auslagerung der Produktion vieler großer Konzerne in Länder des Globalen Südens, wo Waren für eine globale Mittel- und Oberschicht unter widrigsten und völlig deregulierten Bedingungen hergestellt werden (**Ausbeutung**). Besonders die Mode- und Textilindustrie gerät dabei immer wieder in Verruf in den Fabriken und Freihandelszonen moderne Sklavenarbeit zu betreiben. Unter den Textilarbeiter*innen befinden sich oft mehrheitlich Frauen und auch Kinder. Aus diesem Grund fordern internationale Organisation wie medico international rechtlich bindende, weltweit geltende und einklagbare Standards sowohl für die Produktionsstätten als auch die Lieferketten.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2007): Das postkoloniale Europa dekonstruieren. Zu Prekarisierung, Migration und Arbeit in der EU. In: Krondorfer, Birge (Hg.): Gender im Mainstream? Kritische Perspektiven, S. 114-124.

Hochschild, Arlie R. 2000. Global care chains and emotional surplus value. In: On the edge. Living with global capitalism, Hrsg. Anthony Giddens und Will Hutton, 130-146. London: Jonathan Cape.

Precarias a la Deriva, 2004: A la Deriva. Por los circuitos de la precariedad femenina. Madrid

Susanne Schultz (2016): Die zukünftige Nation. Demografisierung von Migrationspolitik und neue Konjunkturen des Rassismus. In: movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies 2 (1).

Miriam Gutekunst

Hausfrauisierung

Der Begriff der „Hausfrauisierung“ entstand im Zuge feministisch-marxistischer Debatten innerhalb der zweiten Frauenbewegung und

verweist auf die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in kapitalistischen Gesellschaften. Geprägt hat ihn Maria Mies, die diesen 1979 im Rahmen ihrer Studie zu Spitzenhändlerinnen in Südinien entwickelte. Diese Kleinbäuerinnen wurden gesellschaftlich als „Hausfrauen“ gesehen und von der Spitzenindustrie nur sehr gering für ihre Warenproduktion entlohnt, da diese als Nebenbeschäftigung angesehen wurde: „[I]hre Definition zu Hausfrauen machte sie gleichzeitig zu den billigsten Produktionsarbeiterinnen“ (Mies 1997, 207). Der Prozess der „Hausfrauisierung“ beruht also auf der strukturellen sowie ideologischen Voraussetzung, Frauen in die private und häusliche Sphäre der Reproduktionsarbeit zu verweisen. Das bedeutet sowohl, dass diese Tätigkeiten im häuslichen Bereich unbezahlt verrichtet werden, als auch, dass weibliche Arbeit in der Produktionssphäre entwertet wird, da sie immer nur als Zuverdienst gesehen wird. Des weiteren meint „Hausfrauisierung“ den Prozess der Domestizierung der Frauen des europäischen Bürgertums im 18. und 19. Jahrhunderts. Im Zuge der **Globalisierung** werden auch hausfrauisierte Arbeitsverhältnisse internationalisiert. Laut Maria Mies sind die niedrigen Löhne in vielen Ländern des Globalen Südens unter anderem darauf zurückzuführen, dass in den Freihandelszonen und Weltmarktfabriken bis zu 80 Prozent der Arbeitskräfte junge, meist unverheiratete Frauen seien, die im Falle einer Heirat gekündigt werden und dann als Heimarbeiterinnen für Subunternehmen jener großen Konzerne arbeiteten und Haus- und Lohnarbeit unter sehr prekären Bedingungen gleichzeitig verrichteten (Mies 1997, 209). Ein weiteres Feld, in dem eine Form der „Hausfrauisierung“ von Frauen aus dem Globalen Süden stattfindet, ist das der Heiratsmigration. Die Einreise durch ein Visum zum sogenannten „Ehegattennachzug“, also auf Grundlage einer Eheschließung, ist die am häufigsten genutzte Möglichkeit, um nach Europa oder Nordamerika einzureisen, vor allem von Frauen. Im Laufe des Einreiseverfahrens werden diese Frauen von Behörden bereits immer wieder als „Hausfrauen“ und „Mütter“ adressiert und es wird davon ausgegangen, dass sie nach ihrer Einreise vor allem unbezahlte Care-Arbeit verrich-

ten würden, sowie vielleicht als Zuverdienerinnen im Niedriglohnsektor tätig sind. Indem das Visum und dadurch auch der Aufenthalt und die Arbeitserlaubnis an die Eheschließung gebunden sind, findet eine ideologische und strukturelle Hausfrauisierung statt. Aus der Perspektive des neoliberalen Staates wird durch diesen Migrationsweg eine Gruppe von Migrant*innen verfügbar (gemacht), die – einmal in Deutschland – als flexible Arbeitskräfte sowohl für den offiziellen Arbeitsmarkt aktivierbar sind, als auch in den Paarbeziehungen und Familien nicht entlohnte Sorgearbeit leisten und aufgrund der Eheschließung sogar durch den Partner oder die Partnerin sozial abgesichert sind (Gutekunst 2018). Zuletzt hatte auch die Pandemie enorme hausfrauisierende Effekte vor allem auf erwerbstätige Frauen, aber auch Männer in Deutschland. Durch den neuen Arbeitsalltag im Home Office und fehlende Betreuungsstrukturen für Kinder wurden viele Frauen – gerade Mütter – zurückgeworfen auf ihre Rolle als „Hausfrau“ und Sorgende in ihren Haushalten und waren mit einer Verschärfung der **Doppelbelastung** konfrontiert. Von dieser Form der „Re-Traditionalisierung“ waren in heterosexuellen Mittelschichtsfamilien vor allem Frauen betroffen, deren Erwerbsarbeit oft als weniger wertvoll angesehen wird bzw. durch die Entwertung und schlechte Bezahlung feminisierter Berufe sowie Teilzeit-Beschäftigung tatsächlich ein geringeres Einkommen haben. Queere Paare, Alleinerziehende, Freund*innen, Singles oder Patchwork-Familien standen in dieser Zeit noch einmal vor ganz anderen Herausforderungen und Schwierigkeiten –, da im öffentlichen Diskurs und in den verabschiedeten Regularien die heteronormative Kleinfamilie so dominant war, dass andere Lebens- und Liebesformen sowie Arbeitskonstellationen völlig unsichtbar wurden.

Gutekunst, Miriam (2018): Grenzüberschreitungen. Migration, Heirat und staatliche Regulierung im europäischen Grenzregime.

Mies, Maria (1997): "Hausfrauisierung". In: Albrecht, Ulrich / Volger, Helmut (Hg.): Lexikon der Internationalen Politik, S. 207-210.

Miriam Gutekunst

Körper

Die Bedeutung von Körpern für Arbeit ist seit der Tertiärisierung der Wirtschaft, also dem Umwandlungsprozess von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft, in der öffentlichen Wahrnehmung deutlich zurück gegangen. Während noch Mitte des 20. Jahrhunderts sich proletarisches Selbstbewusstsein aus körperlicher Stärke speiste, ging mit der Dienstleistungsgesellschaft auch das Versprechen einher, sich vom Makel körperlicher Arbeit befreien zu können. Aber auch in Büro-Jobs spielt der Körper eine wichtige Rolle, was sich nicht zuletzt an den körperlichen Folgen der digitalisierten Arbeitswelt zeigt, wie gekrümmte Nacken und steife Daumen durch exzessive Laptop- und Tabletnutzung. Es sind aber vor allem die reproduktionsnahen Arbeiten, die auch im 21. Jahrhundert körperlich extrem mühsam sind und durch Technisierung und Digitalisierung kaum weniger anstrengend werden: Böden wischen, Patient*innen mobilisieren, Kinder tragen oder Essen auf dem Fahrrad ausliefern sind unterschiedliche Beispiele für körperlich sehr herausfordernde Tätigkeiten. Die Körper der Arbeitenden verschleißten, was die ohnehin meist gering entlohnte Arbeit zusätzlich prekariert. Hinzu kommt eine grundlegende Asymmetrie von Körpern in Arbeit: Während manche Körper durch Dienstleistungen gepflegt und regeneriert werden, sei es durch Lieferdienste oder sogenannte „Self-Care“, wird vergessen, dass die Sorge um sich selbst, auf die Arbeit anderer angewiesen ist. Die Körper der „Anderen“ verschleißten, damit manche Körper entlastet und umorgt werden können. Die unterschiedlichen Klassen lassen sich mit einer Körper-Perspektive somit auch in der Dienstleistungsgesellschaft unter der Frage analysieren, wie Körper durch Arbeit vermittelt belastet und entlastet werden. Dabei sind es vor allem feminisierte und häufig ethnisierte Arbeiten, die mit einer hohen körperlichen Belastung einhergehen: Pflegearbeiten, Putzen, Einkaufen und nicht zuletzt Körperpflege sind Tätigkeiten, die entweder sehr gering entlohnt oder nach wie vor unbezahlt geleistet und mehrheitlich von Frauen – im Zuge der **Globalisierung** zunehmend

von migrantischen Frauen – verrichtet werden. Die damit einhergehende körperliche Belastung und geringe Wertschätzung hat Folgen: Frauen – besonders mit Migrationshintergrund – sind öfter von **Altersarmut** betroffen, müssen ihre anstrengende Erwerbsarbeit früher aufgeben und Erwerbsminderungsrente oder Grundsicherung beziehen. **Prekarität** hat auch eine verkörperte Seite. Das zeigt, dass die Bedeutung von körperlicher Arbeit im 21. Jahrhundert nicht abgenommen hat, sondern lediglich in den unsichtbaren Bereich der „Frauenarbeit“ verschoben wurde.

Von Bose, Kätthe / Klein, Isabel (2020): Intime Arbeit – prekäre Körper.

Open Gender Journal 4.

Klein, Isabel (2023): Körper_arbeit/en. In: Kontingentale, hrsg.

Kontingent Kollektiv.

Schmincke, Imke (2021): Körpersoziologie.

Isabel Klein

Mental Load

Mit dem Begriff Mental Load wird die meist unsichtbare mentale Belastung und der psychische Stress beschrieben, der mit der Organisation und dem Management von alltäglicher Sorgearbeit einhergeht. Dabei handelt es sich unter anderem um das Strukturieren des Familienalltags und stete Mitdenken der Termine und Bedürfnisse aller Familienmitglieder, sowie das adäquate Umarrangieren bzw. Anpassen von Plänen im Falle von unerwarteten Ereignissen, wie beispielsweise der Erkrankung eines Kindes, die Verantwortungsübernahme für die Körperpflege und das körperliche Wohlbefinden anderer, zum Beispiel das Sicherstellen einer ausgewogenen Ernährung, sowie gesundheitliche Vorsorge oder auch das Einhalten eines Mindestmaßes an körperlicher Hygiene, wie regelmäßiges Fingernägel- und Haarschneiden, Zähneputzen, etc. und schließlich die damit verbundenen Tätigkeiten, wie das Vereinbaren von Friseur- und Arztterminen oder das Einkaufen von Lebensmitteln und Zubereiten entsprechender Gerichte. Mental Load beinhaltet außerdem das Zuständig-Sein

für soziale Beziehungen und der kontinuierlichen Pflege dieser, sei es durch das Vereinbaren regelmäßiger Treffen, das Organisieren von gemeinsamen Urlauben oder das Erbringen von Wertschätzung beispielsweise in Form von Geburtstagsgeschenken. Und schließlich können auch Formen der Emotionsarbeit in dieser Aufzählung ergänzt werden, sprich das Einfühlen und Antizipieren der Befindlichkeiten derjenigen, die man umsorgt. Dies sind nur einige Beispiele für die im Hintergrund ablaufenden mentalen Zusatzleistungen, die mit dem Alltagsmanagement im Bereich von Care(Arbeit) einhergehen, die gewisse Führungskompetenzen abverlangen, jedoch selten also solche wahrgenommen werden und die, die sie ausführenden Personen bisweilen an die Belastungsgrenze bringen können. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn sie unsichtbar bleiben, wenn die mentalen Anstrengungen von Care-Arbeit weder von den Care-Arbeitenden selbst, noch von den Umsorgten Anerkennung erfahren. Ein Grund für diese häufige Missachtung ist sicherlich die allgemeine gesellschaftliche Abwertung sorgender Tätigkeiten. Mit dem Begriff des Mental Loads, der erstmals in den 1970er Jahren Verwendung fand, wird in gegenwärtigen gesellschaftlichen Debatten von Seiten feministischer Vertreter*innen nicht nur diese verkannte Zusatzbelastung von Care-arbeit problematisiert, sondern auch versucht, diese sichtbar und damit thematisierbar zu machen. Zuletzt erfuhr das Konzept durch einen Comic der französischen Feministin Emma im The Guardian an medialer Reichweite. Im deutschsprachigen Kontext verschaffte die Bloggerin Patricia Cammarata dem Begriff zusätzlichen Bekanntheitsgrad. Seither ist er fester Bestandteil eines feministischen Diskurses.

Emma (2018): The Mental Load. A feminist comic.

Alexandra Rau

Prekarität

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wurde die allgemeine Zunahme prekärer Verhältnisse prognostiziert. Kennzeichnend für die wirtschaftlich prosperierende fordistische

Nachkriegsgesellschaft war das sogenannte Normalarbeitsverhältnis. Dieses ist charakterisiert durch Entfristung, Vollzeitumfang sowie ein flächendeckendes soziales Sicherheitsnetz, bestehend aus Kranken-, Alters- und Rentenversicherung. Mit dem sukzessiven Umbau des Sozialstaats unter der rot-grünen Regierung Gerhard Schröders, der seinen Höhepunkt mit den Hartz-IV-Reformern erreichte, wurde dieses Arbeitsverhältnis zunehmend von a-typischen Beschäftigungsverhältnissen abgelöst. Heute ist gar davon auszugehen, dass diese mittlerweile der Norm entsprechen. Sie zeichnen sich durch zeitliche Befristung sowie einem Mindestmaß an Sicherheitsstandards aus und sind überwiegend im Niedriglohnsektor angesiedelt. A-typisch Beschäftigte können von einem Arbeitslohn ihre monatlichen Lebenshaltungskosten meist nicht decken, warum sie oft auf einen Zweitjob angewiesen sind. Als sogenannte „Working Poor“ arbeiten sie weit mehr als 40 Stunden die Woche, bleiben mit ihrem Monatsgehalt jedoch oft trotzdem unterhalb der Armutsrisikoschwelle und zahlen aufgrund der strukturellen Ausrichtung a-typischer Beschäftigungsverhältnisse zumeist weder in die staatlichen Sozialversicherungssysteme ein, noch haben sie die Möglichkeit eine private Altersvorsorge aufzubauen (**Altersarmut**). Ihr prekärer und damit abhängiger Status und die hohe zeitliche Arbeitsbelastung lassen kaum Spielraum für politische Organisation und widerständige Strategien (**Gewerkschaft, Streik**). Während mit der Erosion der fordistischen Trias, d. h. der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses, der heteronormativen Kleinfamilie und des sozialen Wohlfahrtsstaats, auch zunehmend mehr Männer in a-typische Arbeitsverhältnisse gedrängt und ihre Lebenssituationen und Teilhabechancen unsicherer werden, kritisieren Vertreter*innen der Frauen- und Geschlechterforschung, dass Frauen bereits im fordistischen Wohlfahrtsstaat überwiegend a-typisch beschäftigt, d.h. prekariert waren. Zwar wurden sie dort – insofern sie verheiratet waren – durch den standardmäßigen **Familienlohn** mitabgesichert, der ihnen auch eine spätere Alters- bzw. Witwenrente garantierte, jedoch stets in Abhängigkeit von

dem sie versorgenden Ehemann. Diesem war es beispielsweise noch bis 1972 rechtlich vorbehalten, die Erwerbstätigkeit der Ehefrau zu verbieten, insofern sie ihren häuslichen Pflichten nicht gerecht würde. Auch wenn also gegenwärtig eine allgemeine Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse konstatiert werden kann, so versperrt ein androzentristischer Blick auf den Wohlfahrtsstaat, anzuerkennen, dass sich dessen Funktionieren immer schon auf die Prekarisierung und Verrichtung geringfügig bis unentlohnter Care-Arbeit bestimmter – konkret nicht-männlicher und nicht-weißer – Subjekte stützt(e). Innerhalb patriarchaler Strukturen fordristischer wie neoliberaler Prägung arbeiten und leben insbesondere Frauen und queere Menschen prekär.

Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Castel, Robert/ Dörre, Klaus (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 65–80.

Bourdieu, Pierre (1998a): >>Prekarität ist überall<<. In: Pierre Bourdieu (Hg.): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienst des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, S. 96–102.

Castel, Robert (2009): Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In: Robert Castel und Klaus Dörre (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 21–34.

Motakef, Mona; Wimbauer, Christine (2019): Prekarisierung von Arbeit: erweiterte Perspektiven der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate / Riegraf, Birgit / Sabisch, Katja (Hg.): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung, S. 783–790.

Alexandra Rau

Streik

Seit einigen Jahren lässt sich weltweit die Verbreitung einer sehr machtvollen Protestform feministischer Bewegungen beobachten: der feministische Streik. Den Beginn machten unter anderem polnische Feminist*innen mit einer Streikaktion im Oktober 2016, wo mehr als 100.000 Frauen die Arbeit niederlegten, um gegen das polnische Abtreibungsverbot zu demonstrieren. Kurz darauf folgte ein feministischer Massenstreik in Argentinien, initiiert von NiUnaMenos, um gegen den Femizid an einer jungen Frau – Lucía Pérez – zu demonstrieren.

Seitdem ist in unterschiedlichen Städten weltweit – vor allem am 8. März, dem internationalen Frauentag, – zu Streikaktionen aufgerufen worden und 2017 schlossen sich Gruppen aus vielen Ländern zu einem transnationalen feministischen Streik zusammen. Was diese Streikpraxis von regulären innerhalb von **Gewerkschaften** organisierten Arbeitskämpfen unterscheidet, ist die Tatsache, dass sie über Betriebe und Institutionen hinausgeht, da die bestreikten Tätigkeiten nicht nur auf Lohnarbeit begrenzt sind: Sie umfassen ebenfalls klassische Hausarbeit, Betreuungs-, Sorge- und Pflgetätigkeiten, **emotionale Arbeit** etc.. Daher auch der Slogan: „Wenn wir streiken, steht die Welt still!“ Gleichzeitig steht diese Form des Streiks, die vorrangig im – sowohl bezahlten als auch unbezahlten – Care-Sektor stattfindet, vor besonderen Herausforderungen, hängt doch an dieser wertvollen und unverzichtbaren Arbeit das Wohlergehen so vieler Menschen wie auch häufig deren Leben. Trotzdem gibt es auch Beispiele für erfolgreiche Streiks zum Beispiel in Kindertagesstätten oder Krankenhäusern, wo das Personal jedoch zumeist auf Unterstützung aus der Zivilgesellschaft angewiesen ist. Das bundesweite Bündnis Feministischer Streik formuliert den Unterschied zu klassischen Streiks so:

„Wir kämpfen dann nicht nur für eine konkrete Verbesserung unserer Arbeitsverhältnisse, sondern auch für eine tiefgreifende Veränderung unserer Lebensumstände: gegen Gewalt an Frauen, trans*, inter* und nicht-binären Personen, binäre Geschlechterrollen und neoliberale Sparpolitik. Dafür, dass reproduktive Arbeiten einen wichtigeren Stellenwert in der Gesellschaft erhalten und für alle durch alle gesorgt wird.“ (feministischerstreik.org)

Auch wenn die feministische Streikbewegung aktuell einen Aufwind erfährt und größer wird, handelt es sich um die Wiederbelebung einer Protestform, die auch im vergangenen Jahrhundert bereits genutzt wurde: wie zum Beispiel 1975 in Island, initiiert von der revolutionär-feministischen Gruppe „Rote Socken“ als „Frauenruhetag“, oder 1991 in der Schweiz, wo

unter anderem für Lohngleichheit, gegen sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz sowie gegen Gewalt in der Ehe die Arbeit auf sämtlichen Ebenen niedergelegt wurde.

Arruzza, Cinzia; Bhattacharya, Tithi; Fraser, Nancy (2019): Feminismus für die 99%. Ein Manifest.

Gago, Verónica; Aguilar, Raquel Gutiérrez; Draper, Susana; Díaz, Mariana Menéndez; Montanelli, Marina; Bardet, Marie; Rolnik, Suely (2018): 8M – Der große feministische Streik. Konstellationen des 8. März. Verfügbar unter: www.transversal.at/media/8M.pdf

Miriam Gutekunst

Paula Huratado Otero

After Failure Came the light

Paula Hurtado Otero (*1988 in Kolumbien) lebt und arbeitet in Bremen. Sie studierte Bildende Kunst an der Hochschule für Künste Bremen und schloss 2019 als Meisterschülerin von Natascha Sadr Haghghian ab. In ihren multimedialen Installationen erforscht Paula Hurtado Otero Formen des Geschichtener- zählens, um sich von der Kolonialisierung ge- prägten Narrativen zu widersetzen. Ihre Praxis basiert auf langfristiger Forschung, Reisen und Zusammenarbeit, beinhaltet den Aufbau von Gemeinschaften und konzentriert sich auf das Potenzial der Fiktion, alternative, multiperspektivische Realitäten zu zeichnen. Sie nahm u. a. an Projekten in Bremen, Berlin, Mainz und Bogota teil.

Paula Hurtado Otero (*1988 in Colombia) lives and works in Bremen. She studied Fine Arts at the Hochschule für Künste Bremen and graduated as a master student of Natascha Sadr Haghghian in 2019. In her multimedia installations, Paula Hurtado Otero explores forms of storytelling to resist narratives shaped by colonisation. Based on long-term research, travel and collaboration, her practice involves community-building and focuses on the potential of fiction to draw alternative, multi-perspective realities. She has participated in projects in Bremen, Berlin, Mainz and Bogota, among others.

I became a mother. It was 2017.

Since I was at the end of my studies I had to think of a project, a way to work, that would suit my state and condition back then.

I wanted to learn how to make a Persian carpet.

Most of my material resources and the content of my work is born from the relationships I entangle with my closest friends and beings that surround me.

One of these, very important persons, is Zainab.

She had already a whole world of experience knotting Persian carpets. This activity was not only meaningful for her and her family but also for a great amount of people living in Afghanistan.

Zainab shared with me how exhausting this was and what dedicating hours for days making this carpets meant for your body and for the daily routine. A reality that directly shows the disfunctionality of the capitalist system was brought first hand to my eyes, through the sharing of her stories and her experiences. The precarity of carpet makers remains unaltered. Carpets cross the world as an exotic good that is sold for big amounts of money that the producers of these commodities rarely get to see.

Work had to mean to me, that I can bring together all what is dear to me.

Learning to make carpets allowed me to fuse together the spheres of life that were my priority at the time.

This project allowed me to fulfil my wish of being entirely present for my daughter and my art practice.

Zainab was my guide from beginning to end.

I chose premises that would determine my progress:

- 1 Every time there was an interruption I would take a new wool color.
- 2 Some of the decisions, like building the loom, were entrusted entirely to the other people that helped me develop the work.
- 3 Most importantly: I would only work at home.
A new premise joined this small list, when I couldn't stand the back pain of breastfeeding and tying knots.
- 4 not only the interruptions from my daughter, but also the need of my body to stop, would determine the change of colors.

We went to a Persian carpet repair shop.

It belongs to the Matin family who has been working for many generations repairing Persian carpets.

They were very helpful and willing to provide all the materials and tools I needed in exchange for a little advertising.

Certainly I found myself often in situations where I had to decide between two different recommendations or opinions coming from my both carpet making teachers, and certainly I took often the wrong technical or practical decisions.

Still it was a beautiful process to see how my decisions, as well as those taken by them, gave a certain aesthetic to the object that now you can't see, but it resembles a little the frame where this monitor is leaning onto.

(maybe if you close your eyes, you can picture it.

while describe it to you.

It is a shabby wooden frame made out of spruce wood. Around 50 cm of beige cotton threads are enfolding the frame, very very tight one next to the other and making therefore two rows of threads. These two lines of threads are the ones that carry the independent knots made with coloured wool.

The frame is standing on a heavy MDF plate with a white varnish on it. Usually, carpet frames are made out of metal, because they need to be heavy to stand the tension of the carpet and the strength applied to make the knots tight together. They also have to remain flexible flexible to rearrange the distance between the upper and lower poles. The carpet repairers were not aware of this fact, because repairing is another story than starting from scratch. So they recommended for me to build a wooden frame.

The loom had a wooden pole in the middle, crossing the frame horizontally. It also had beige cotton threads along it that are attached to the other threads. This pole helped exchange the back rows of threads to the front. On the upper wooden strip there are different woolen yarns that let a string hang. This strings are the ones used for the knots.)

-I sit on the floor.

-I take the blue wool and wrap about three centimetres of it around the
front string.

-To do this I make the shape of a horizontal “v”.

-The end part of the wool thread is above and the part underneath leads
to the yarn.

-With the needle I take the posterior string and bring the short part of the
wool around it and forth, hence making a knot around both strings.

-I push the knot down to touch the last line of knots I had made before.

-I cut the part of the wool that leads to the yarn.

-Now the knot stands by
itself.

*I hear her voice and get up to check on her. I hold her. Watch her.
She eats from one breast and when she is done, I lay her down on her
blanket, surrounded by some toys filled with bells that create the
soundtrack of this routine.

-I sit again. This time on the stool, not anymore on the floor.

-take the pink string and wrap about three centimetres of it around the
front string.

-To do this I make the shape of a horizontal “v”.

-The end part of the wool thread is above and the part underneath leads to the
yarn.

-With the needle I take the posterior string and bring the short part of the
wool around it and forth, hence making a knot around both strings.

-I push the knot down to touch the last line of knots I had made before.

-I cut the part of the wool that leads to the yarn.

-Now the knot stands by itself.

-I take the end of the wool and wrap about three centimetres of it around
the front string.

-The end part of the wool thread is above and the part underneath leads
to the yarn.

-With the needle I take the posterior string and bring the short part of the

- wool around it and forth hence making a knot around both strings.
- I push the knot down to touch the last line of knots I had made before.
 - I cut the part of the wool that leads to the yarn. Now the knot stands by itself.
 - I take the end of the wool and wrap about three centimetres of it around the front string.
 - The end part of the wool thread is above and the part underneath leads to the yarn.
 - With the needle I take the posterior string and bring the short part of the wool around it and forth hence making a knot around both strings.
 - I push the knot down to touch the last line of knots I had made before.
 - I cut the part of the wool that leads to the yarn. Now the knot stands by itself.
 - I take the end of the wool and wrap about three centimetres of it around the front string.
 - The end part of the wool thread is above and the part underneath leads to the yarn.
 - With the needle I take the posterior string and bring the short part of the wool around it and forth hence making a knot around both strings.
 - I push the knot down to touch the last line of knots I had made before.
 - I cut the part of the wool that leads to the yarn. Now the knot stands by itself.

*I hear the sound of the rain behind me. Will the sun come out? Maybe we can take a walk later. I wonder if we can leave Bremen soon. I miss being in nature. It's almost 4 and I haven't eaten yet. Almost 50 knots done but my arm is already a bit in pain and im not sitting straight anymore.

My posture is so bad while doing this.

- I take the end of the wool and wrap about three centimetres of it around the front string.
- The end part of the wool thread is above and the part underneath leads to the yarn.
- With the needle I take the posterior string and bring the short part of the wool around it and forth hence making a knot around both strings.
- I push the knot down to touch the last line of knots I had made before.
- I cut the part of the wool that leads to the yarn. Now the knot stands by itself.

Mutterschaft.
 Meine Brüste sprenkelten Milch.
 Es tat weh.
 Die damalige Zerbrechlichkeit meiner Gedanken,
 und die Übermüdung meines Körpers
 wirken noch lebendig in mir, wenn ich zurückblicke.

Meine Ideen verfielen in tausend Stücke und ich schien es nicht zu schaffen, etwas im Gedächtnis zu behalten.

Die Worte waren flüchtig. Was ich las, was ich sprach, was ich hörte. Die Worte flossen durch mein Ohr rein und schlangen sich um meinen Körper, um ihn danach zu verlassen, ohne dabei eine Spur zu hinterlassen. Konzeptuell denken, fühlte ich, war nicht für Mütter gedacht. Die Sinne waren zu wach, die Aufgabe war eine andere. Versorgen. Ich reise zu dieser Zeit zurück, als mein Körper fast zu verschwinden schien. Ich sah mich kleiner. Dünner. Müder.

Jeder Knoten an dem Teppich war ein Versuch mich an dieser Realität fest zu halten. Mich an die Erlebnisse und Gedanken zu erinnern. An den Prozess des Neu-werdens.

Die Veränderungen in meiner Umgebung und in meinem Körper,
die weiter abnehmenden Zahlen auf meinem Konto,
die Vergänglichkeit ein versprochenes Glück,
begleiteten die Zeit, in der Knüpfen eine wichtige Aktivität war.
Qualitäten des Vergehens der Zeit wurden in bunten Reihen geknüpft.
Ein Teppich sollte entstehen, aber mein Körper weigerte sich lange zu sitzen.
Mein Rücken fühlte sich an wie Steine.
Stillen.
Knüpfen.
Sitzen.
Sorgen. Sich besorgen. Anderen versorgen
Das Prekarität ausländischer, studierender Mütter, hat mich erwischt.

Eine Partnerschaft schien zu Ende zu gehen, obwohl dieses kleine Wesen gerade zur Welt kam.
Ich verzweifelte an unseren eingeschränkten Möglichkeiten, dem Zwang wieder zu arbeiten.
Ich stillte im Lager des Klamottenladen, während ich auf dem Deckel eines Klos saß.
Einmal in jeder fünf-stündigen Schicht.
Es fühlte sich nicht richtig an. Aber die Notwendigkeit Mutterschaft, Kunst und Lohnarbeit gleichzeitig zu machen, ermöglichten mir, dies zu schaffen. Auch die Erinnerung an meine Mutter, die arbeitete und gefühlt die Zeit multiplizierte, um uns zu versorgen.
Die Weiblichkeit meiner Beschäftigungen spiegelten das Gerüst einer Gesellschaft, in der Care Arbeit ganz unten bei den Prioritäten steht.
Die überwiegend weibliche Beschäftigungen, die ich ausübte, zeigten die Mehrdimensionalität der strukturellen Benachteiligungen von Frauen.
Mein Körper schmerzte vom Arbeiten, vom Stillen, vom Denken und von einem Alltag, deren schwere nicht zu Ende zu gehen schien.
Trotzdem, füllte mich die Wärme dieses kleinen Körpers, die leichten langsamen Bewegungen von ihr, einfach nur ihre Präsenz, mit unbeschreiblichem Glück.

Es hat sich gelohnt.
Sich lohnen.
Lohnarbeit.

Wir mussten mehrmals umziehen.
Der Aufgabe eine passende Wohnung zu finden mit so kleinen Beträgen auf meinem Konto war fast unmöglich zu erfüllen.
Der Webstuhl war ein aufwendiges Objekt. Je mehr er benutzt wurde, desto mehr wackelte er.

Der Webstuhl musste auseinander genommen werden.
Stangen, Holzleisten und Wolle. Sie würden wann anders vielleicht etwas Anderes ergeben.

Der kleine Teppich blieb aber.
Ich hing ihn an Umas Zimmerwand. Das letzte Ergebnis einer Zeit, geprägt von viel Arbeit.
Unbezahlte Arbeit.
Unfertig, trug dieser Teppich die Erlebnisse einer Zeit des Scheiterns in sich.
Das Scheitern einer Gesellschaft, die Care Arbeit nicht anerkennt, nicht unterstützt.

Neue Formen suchen.
Ich lernte mehr über eine Gesellschaft, die das füreinander sorgen wenig oder gar nicht vergütet.
Institutionalisierte Care Arbeit innerhalb von staatlich anerkannte Gemeinschaften bietet oft einen Lohn, der der Arbeitslast nicht entspricht.
Wie oft scheint Arbeit in die Luft gewebt zu sein? Und genauso wie Luft, wird Care Arbeit oft als selbstverständlich wahrgenommen. Dementsprechend, nicht geschätzt.
Mit Blick auf heute hat sich mein Leben sehr verändert.
Uma ist 6.
Ich habe mich in eine Verhandlerin von Zeit verwandelt, um mir freie Zeit zu schaffen.
Meine Lohnarbeit ist jetzt die Lehrtätigkeit an der Uni und in der Schule.
Für den Teppich baute ich mir damals die Zeiteinheiten, die meine und Umas Bedürfnisse benötigten.
Diese Zeiteinheiten wurden nicht von einer Uhr bestimmt, sondern von uns, unseren Kapazitäten, unserer Verfügbarkeit.
Jetzt ist eine 24-Stunden-Uhr die, die mein Leben bestimmt. Eine Uhr, in der die Zeit auf keine Bedürfnisse eingeht.
Ich habe mir eine Gemeinschaft geschaffen, die meine Zeit, so scheint es, multipliziert, wie damals meine Mama alleine ihre Zeit multiplizierte.
Ich Sorge jetzt für Care Praktiken, die außerhalb der Kernfamilie lebendig sind.
Die verflochtenen Beziehungen, meine Wahlfamilie in Deutschland spiegeln eine Gemeinschaft der gegenseitige Fürsorge und Versorgung.
Das Care Manifesto stellt fest, dass wir, um zu gedeihen, fürsorgliche Gemeinschaften benötigen.
Wir brauchen Wissen darüber, dass andere Möglichkeiten des Miteinanders bestehen. Auch im gesellschaftlichen Diskurs sollten die unsichtbaren Alternativen stärker ins Licht gerückt werden.

I became a mother. It was 2017.

Since I was at the end of my studies I had to think of a project, a way to work, that would suit my state and condition back then.

I wanted to learn how to make a Persian carpet.

Most of my material resources and the content of my work is born from the relationships I entangle with my closest friends and beings that surround me.

One of these, very important persons, is Zainab.

She had already a whole world of experience knotting Persian carpets. This activity was not only meaningful for her and her family but also for a great amount of people living in Afghanistan.

Zainab shared with me how exhausting this was and what dedicating hours for days making this carpets meant for your body and for the daily routine. A reality that directly shows the disfunctionality of the capitalist system was brought first hand to my eyes, through the sharing of her stories and her experiences. The precarity of carpet makers remains unaltered. Carpets cross the world as an exotic good that is sold for big amounts of money that the producers of these commodities rarely get to see.

Work had to mean to me, that I can bring together all what is dear to me.

Learning to make carpets allowed me to fuse together the spheres of life that were my priority at the time.

This project allowed me to fulfil my wish of being entirely present for my daughter and my art practice.

Zainab was my guide from beginning to end.

I chose premises that would determine my progress:

- 1 Every time there was an interruption I would take a new wool color.
- 2 Some of the decisions, like building the loom, were entrusted entirely to the other people that helped me develop the work.
- 3 Most importantly: I would only work at home.
A new premise joined this small list, when I couldn't stand the back pain of breastfeeding and tying knots.
- 4 not only the interruptions from my daughter, but also the need of my body to stop, would determine the change of colors.

We went to a Persian carpet repair shop.

It belongs to the Matin family who has been working for many generations repairing Persian carpets.

They were very helpful and willing to provide all the materials and tools I needed in exchange for a little advertising.

Certainly I found myself often in situations where I had to decide between two different recommendations or opinions coming from my both carpet making teachers, and certainly I took often the wrong technical or practical decisions.

Still it was a beautiful process to see how my decisions, as well as those taken by them, gave a certain aesthetic to the object that now you can't see, but it resembles a little the frame where this monitor is leaning onto.

(maybe if you close your eyes, you can picture it.

while describe it to you.

Liberal Discomfort Zone

WORKSHOP INFO: With MYSTI, Lisa Jeschke 21 November 2021, 3–5pm Conference Room 1, HKW Berlin Workshop held as part of the Illiberal Arts exhibition

“In this workshop, we will re-enact the workshop as the ultimate liberal – in corporate and nonprofit work sectors, neoliberal – educational model and comfort zone whose mundane conclusion (that of chin up figure it out yourself) can be perceived before even beginning. We will sit in a circle of chairs. The two moderators, MYSTI and Lisa, will sit separately from one another.

3-4pm

Part 1: Artist Q & A

Lisa and MYSTI will each read from their work, and ask each other pre-prepared questions on self-publishing/small-press publishing. Discussion is opened to the audience.

4-5 pm

Part 2: Unity in Separation

We will begin the second part of the workshop by going round in a circle and speaking up on the question ‘What’s wrong with liberalism (for me)????!?!?!?!’. Subsequently, all participants (audience + MYSTI + Lisa) will create their own conspiratorial, private one-page A4 mini-publication ‘What’s wrong with liberalism (for me)????!?!?!?!’. No one will be asked to share their work: everyone is FREE to write/draw as badly as they can. Everyone is invited to take their own work back home with them. :-)

HKW will serve free coffee and donuts.”

MYSTI: Self-published titles include I AM NOT SULKING
I AM HONORING YOUR LIMITATIONS, Heterosexual
Panic, and EVERYONE'S PERSONAL BECAME
POLITICAL & LANGUAGE MEANT NOTHING.
MYSTI recently abandoned
www.holdmyhairback.wordpress.com for
www.foullows.substack.com, a distant past for judging can
be found at www.fuckmewhile imgorgeous.blogspot.com

Lisa Jeschke lives in Munich and is a poet and performer.
In 2019, hochroth München published their poetry collection
DIE ANTHOLOGIE DER GEDICHTE BETRUNKENER
FRAUEN. Lisa is co-editor of the chapbook series Materials/
Materialien (London/Munich).

WORKSHOP – SCRIPT

3-4 pm

INTRO:

MYSTI

In this workshop, we will re-enact the workshop as the ultimate liberal – in corporate and nonprofit work sectors, neoliberal – education model and comfort zone frame. Everything in a workshop is hypothetical, accomplishing little beyond its roleplay.

LISA

For the first hour we'll present our work via a reading ... and in the second part, there will be room for discussion and we'll be giving you some participatory space to come up with your own A4 DIY self-publishing sheet on liberalism ...

MYSTI

... while we start with a reading ... throughout, feel free to get up and take coffee and donuts when you feel like it, also to go to the toilet whenever it suits you best ... this workshop eagerly surrenders these freedoms to you.

↓

READINGS:

Reading by MYSTI

Reading by LISA

↓

CONVERSATION:

MYSTI

I want my questions to be also answers. Let me know if you get lost in what follows or feel that this has nothing to do with much of anything important. I am not feeling sacred about any of it.

I started printing because I was sick of google analytics attempting to sell me insights into my Wordpress views, and repostings on social media never really felt like having been read. I wanted not to see where the work went, or how it got shared. I never felt right on social media, so the digital notebook experiment ended for me around 2019. While I have not been committing things to print long enough to learn all the downsides, I like not having algorithm advertisements inserting themselves into my pages... But of course I bring my web woes with me in these first two projects writing like a Twitter feed, the way one logs on to look at disparate things as a highly individualized, some might even say curated, means to greater connection. With years of social media as the primary form of activism now, I have not observed a single substantive change that felt like the sum of all those clicks and likes and RTs. There are everywhere impostor protesters marching with Greta, weeks later posting pictures of Easyjet beach vacations when all unnecessary travel was supposed to be avoided. One short feed scroll reveals a fraud, or maybe

this is just how people feel the political as only a case for liberal self-exemption. I guess I print because I like the quiet and I prefer the physical trans-action of book for money over social media shares offering me whatever I am supposed to get out of that.

But Lisa, you also print the work of other poets and writers via Materials, no? I might also be completely misunderstanding, but would it make sense for you to talk about your involvement in printing others? Can you perhaps also identify with or against my rambling beginning here? Are those printing just arborcide enthusiasts?

LISA

Materials, which you've mentioned, is a poetry chapbook series David Grundy and I founded in the UK in 2011. We started out with four A4 magazines, MATERIALS #1-#4, which were the most unprofessional of our publications but also almost the ones I liked most: huge A4 compilations of our own work and that of friends and writers, "layouted" (if that word is appropriate) on Microsoft Word, hand-stapled in a both intentionally and unintentionally ugly way. We weren't really publishers in the patronising sense of the word, rather, these felt almost like little manifestos coming from a group. Having said these were among my favourite among our publications, I'm also glad they've mostly faded away. The internet is always celebrated for everything being only a click away, which usually means a focus entirely on the consumer or recipient, and of course many things should be much more accessible than they are. But inversely the idea of it being almost an obligation to put everything online – or into a bookshop – somehow nearly the same thing and both always disappointing, or to save yourself, in all senses of the word, also seems wrong, as if not having a profile made you an anti-democratic recluse monarch, or not wanting to be touched always by everyone, i.e. not offering immediate access to your body for that any way imaginary entity that is "the world". Instead, maybe someone is an anti-monarch and needs some conspiratorial secrecy!!!! Maybe they're just starting to write and need some time. Maybe they're shy and just want to whisper softly and need vast planes of offline space for that.

This is not necessarily an argument against putting things online in general, more just a reminder that it shouldn't have to be a law for everything to happen online. But: while it shouldn't be the law to be the law to have to put everything online, it also shouldn't be the law to never do that. In a different case, in 2016 with Materials we made an anti-Brexit magazine called BREXIT – BORDERS KILL which I will now hold up, of which we made maybe 20 printed copies and which is otherwise and mainly still available for anyone to download for free from our blog, again in A4 format. At that point, the immediacy of making it available for download and/or printing felt almost necessary because it was quickest. And the origin of this magazine was anyway online exchange: it came about because we noticed shortly after the referendum that poets in the UK scene were emailing each other poems or posting them on facebook and so on, everyone reacting immediately because it was such a life-changing event. The collection of these poems felt like a collective demonstration – but also importantly, nothing official, i.e. we weren't trying to be reps, again it was just a quickly assembled Word

document. I loooooove A4 by the way, it's such a bad format! :-(
A third type of work I want to show is some broadside sheets and flyers we've printed. I will place these in the middle of the room without saying anything about them.

[Goes to the middle of the room to place them there.]

In the best of ways there's something anarchist and comradely about the small-press and self-publishing scene; in the worst of ways, there's also a lot of self-exploitation involved for both the authors and the publishers, I mean, all of this happens in a sphere of giving, but also expenditure and loss, and I'm not sure I feel like celebrating this in a Bataille-kind of way anymore – you've got to be able to afford loss, not just financially, but also mentally and physically. What do you think about that, how do you handle that, I mean finding time and energy for making stuff? Sometimes I feel like I might just stop, maybe there's an element of depression in that, but anyway, how do you deal with – energy? Art-making as a life-practice in the way proposed by this exhibition?

MYSTI

If I have a life practice at all, it is that of a depressive and if I am going to open the flood gates of honesty, I started art because it was a job that could be done drunk. Thus the title of your beloved Anthology of Poems by Drunk Women stole my heart instantly. Yes I struggle constantly with the feeling that I should just stop. There is a lot of avoidance in art to reconcile with its inherently political spine, that of one who proposes their work should always exist... that of art histories taught and exhibited within a national frame here in our post-national living future where even dark art is supposed to elevate. Artists get rent free residencies, KSK, subsidized studio space and free flowing Covid cash here in Berlin—if they arrange their practice as a business. They must perform toil. I have ambivalently gone through various gestures to maintain legibility with the State, and I would rather not disclose the levels of pathetic anguish I experience while filling out forms and pitching ideas for future work of cultural value, because I still feel that in this frame one can only ever produce a National product. This is not a sustainable life practice for me personally. I don't like bending ears. I am not a convincing liar and I am terrible at extemporaneous speech (so I am really grateful that you are willing to go with me in this form of a premade dialogue). In writing I give up on my lines before they're even finished with plenty of blank space gaps that could certainly be disposed of, and I leave these unordered interruptions as the embodiment of reading now. There is also the need in art to be the conduit of everything which I believe poetry better avoids in allowing the existence of fragments. When I was in highschool only thumbing through art history books Feminist Art of the 70s and 80s was the only art that excited me... similarly all philosophy or theory was a joke compared to Radical Feminism.

I love that you sent me bell hooks as the first meditation for whatever it is we are coming together to do... those lines about losing the body that "even the flesh falls away." When I commit a day or some hours to writing, time gets lost for sure alongside the body. And I think that losing time now more than ever is healthy. Johann Hari mentions writing as his

flow state and how it is necessary to find yourself lost like that whether it is sports, gaming, or painting, that the flow state allows the break from pressures of organizational life after which one is better equipped to feel connection which he says is the opposite of addiction. But I don't always work in health because sometimes I think health should render negative, and its politics an unloving hole.

I sent you Camille Roy's abandonment of the body in *Rosy Medallions*: "If you think you look like yourself, look for the hole you make in air." My writing is often only a negative inventory, I get stuck for sure. Like Roy's refusal of academic interventions, I am cheering the end of educational regimes which seem to produce lines of people incapable of work, and here in Germany especially, without these ostensibly meaningless certifications movement becomes impossible. The presumptive values of these degrees needs to be surrendered and recognized for its utility because a student body refers not to some specialized individual but rather a mass as a form. I never want my work on Jstor, better in a box wrapped in a garbage bag for waterproofing in my damp basement. I feel like this might be an unconvincing defense of my need for negative inventory and undemocratic distribution given how few copies I have actually sold, but again my artworking is extracurricular not a business plan. The work is as much a case against myself as it is against anyone else. How do you manage your business of writing in this age of artists as entrepreneurs? Does poetry avoid better strictures of fame by being less reachable? (Aside from poets who read poems at presidential inaugurations of course—optics providing...)

LISA

I confess I always defend the reading at the presidential inauguration because the German media were such artistic autonomy snobs about it, as if there wasn't a lot of literature written here that is the daily reinauguration of the FDP as King. I mean, that's basically what the idea of artistic autonomy and making non-political work is integrally about, confirming liberalism, confirming freedom, confirming *Querdenker-quer-thinking* even where that is denounced. The entrepreneurship you mention is exactly part of that too – though maybe you're right and in poetry it's two millimetres plus a cent less developed than in art-making because there's less money in it. But that's a lie, maybe the difference is just that the literature scene is slightly less neoliberal, and instead, for better or for worse (question mark), more old-school conservative, so you get to send your author photo and bio for every little and huge reading you do, and I'm sure there are all sorts of justifications for this, giving the audience a sense of who you are, where you come from and all that, but of course there's also something about identification and control in that. It's literally a reenactment of facebook before facebook even came to exist.

This relates to a question I have for you. I almost feel stupid coming here as "Lisa Jeschke", as the juxtaposition "MYSTI and Lisa Jeschke" exposes something very earnest and good-pupil-like in me, as in, "of course, dear cultural institutions, I'm happy to show you my ID card, since you assume I have one, which I do, and so of course I'm happy to consent for you to be the police and, worse, for you to render your own audiences the police, whether they want that or not, by passing on my data to them, whether they want that or not. Please go ahead! Best

wishes, Lisa." Then again, that kind of earnest well-meaningness is perhaps perfect for someone born in the 80s and called "Lisa". When Lucy Beynon and I make performance work, we're always giggling about being called Lisa Jeschke and Lucy Beynon, or Lisa and Lucy, it's just these perfect German and English suburban L & L girls' names, and there we've mustered a lot of energy from being locked into that as a black box. I say locked into it because the idea that Lisa and Lucy sound culturally harmless is a misogynist presumption: it's exactly the place from where you can start making harmful work. So, especially as a duo, "Lisa and Lucy" are these perfect real life artists' personas, maybe not so far then from MYSTI.

So now my question, which is several questions: is your persona as MYSTI a resistance against the entrepreneurial element of the art world? We had to give a bio for this event, too, how did you feel about that? And maybe as a final question for now, in the text by bell hooks I sent, she talked a lot about refusing an absolute opposition between critical and creative writing. Would you say your work is sitting in exactly that space of refusal? Maybe you already said that when talking about your writing as a negative inventory. Would you say the approach is launching destructive responses and critiques against the artworld from within the artworld – but not so much in an institutional critique kind of way, more in bell hooks' sense of your work becoming creative via being critical? It could seem destructive when it is actually the opposite of that, because it knows the way the art world is operating right now is the thing that actually kills people in and beyond art.

MYSTI

Artist bios are for name dropping and network exposure for sure... I love that you align that with Facebook, which was initially started to rate women on campus according to their attractiveness. I am against both, always.

In terms of the name MYSTI, I could get into complicated family politics, but I prefer to say instead that my mother worked hard enough in her life, she doesn't need to try to figure out whatever it is I am doing in art. I am not above her or capable of protecting her, but compartmentalization is the only way I can reason any of this mess ongoing in our Contemporary Art. Though I too have a generic 80s name that is not so easy to google given its absolute commonality, I kept the drag moniker I had from when I was doing less art and more party nights. I had oscillated a lot refusing to call it drag by insisting that it was art, hating art enough to reduce it all to low drag. MYSTI is baggage, certainly not anything I can spin into a narrative of artistic strategy. Social media has a lot to say against drag, I know, so rather than scrub this origin from view like any proper Post/Modern subject, I drag it along with me. I prefer to be reduced to an object pronoun actually, because so much of artistic process is about placing the biography and labor and social sphere all together so that the whole life becomes a totem (for the inspired), or a function (for the realistic). Art might bring some closer to the divine, but I think it mostly makes commodity. I suppose that is why I like that we are doing a workshop now, here I am outside the need to perform, I can just talk about these elements without having to insist that they work well together.

A lot of money is to be made biting the hand that feeds you in art. Mine isn't criticism from the inside, because in my experience, no one really feels inside of art. Art is the neurotic cage one only tries to climb into... I feel I am finding art exactly where it is, in the bin. Surely all art now is future garbage. I think my writing is more that of a sign holder who cannot bother to speak anymore: THE END IS HERE. Heterosexual Panic was a small block of writing about the horror of amerikan liberal life under orange alert, the convenient way New Yorkers attempted to blame the Midwest for Trump who is New York in its most absolute form. I included in that piece the introduction I wrote for the launch of another print piece I AM NOT SULKING I AM HONORING YOUR LIMITATIONS. I like having the introduction be out of time dragging one piece into another. The Sulk is structured as a novena—a prayer prayed for 9 days—designed to look like a devotional. It is almost unbearably personal. My newest not-yet-launched meditation on politics as a space of non-action is titled: Everyone's Personal Became Political & Language Meant Nothing. Though I began this workshop reading bits of it, I haven't got a good thing to say about it, a purge project. Lines that kept me awake at night that never fit alongside anything else.

I have only read your Anthology, which I had to read all over again after reading Danny Hayward's review of it because I had missed so much. I am in awe of that density. Many art folk grieve the political in art, not me, I don't think there is anything apolitical about time spent like that. Why work from the political in poetry? Is that dedication to the unsightly? Poetry is best for funerals, no? My bit here got way too long I know, can you please eclipse me now?

LISA

Maybe one answer to that is that "the political" is a strange abstraction. This becomes more and more obvious now, when even refusals of the State have been hijacked by the new Right, so it's increasingly necessary to specify "the political" in art – there are as many different ways of describing a tree or a flower politically as there are of describing a tree or a flower non-politically. So, "political" as part of what political alignment, given that there's less and less non Corona- or Diesel-rotten breathing space in the air to not align in some way? I mean, to tease autonomous artists including myself, I want to say – which party? Wouldn't it be lovely if it could be imaginable the Illiberal Arts Catalogue would be reissued as the annual SPD party magazine, with a donut as a gift gimmick? I am suggesting that only in the sense that if that could be imaginable, it would mean the SPD couldn't exist – as it is as it was – nor the Federal Republic of Germany, and ordinary men and women and stars would have bitten through the sickly-sweet circular infinity shape of the nation state eternal.

What I really mean via this detour is, everyone always says "the private is political", everyone knows that now, but what about "the political is private"? Not in that the political is concealed or cut off from us, which is something only the Württembergian Cavalry would moan about, but the other way round, the political is private in that it seeps into our pores. So my poems are just deeply personal, like you say, they're funeral poems, for occasions like today, and I'm glad we've gathered here together, till we've died ENOUGH!

MYSTI

I suggest that if we have time, we open discussion to the audience at this point for the remainder of the first hour, but if that first hour has already passed completely, we say there is unfortunately not enough time for audience questions. Either option would make sense as a reenactment of liberalism, because all options, always, make sense under liberalism.

↓

Q & A (if enough time)

↓

4-5 pm

DISCUSSION:

LISA:

For this second part, we'd like to discuss together the question of, quote: "What's wrong with liberalism (for me)?????!?!?!?!", first of all, because the Germans of this world might be confused why anyone would take offense with liberalism (given that liberalism allows you to take offense, and what more could a member of the Cavalry want), and secondly because it is actually difficult to pinpoint what's wrong with liberalism.

MYSTI

This might be, partly, because it seems much easier to talk about the wrongness of capitalism or neoliberalism, and partly, because liberalism affects everyone individually, so we're all stood here at this funeral like a tree in a forest experiencing their very own arborcide (1) either as the death of another, elsewhere, to be protected by you, (2) as forced Sunday evening TV entertainment whereby you look at your own mangled tree body and can't remember this was you in your current life.

LISA

So we thought going round in a circle might be helpful either as a first chance to develop ideas about what is wrong with liberalism, or if you're already taking this wrongness for granted, to un-take it for granted.

MYSTI

But, as a circle can be scary, maybe before we start you could get together in groups of two for five minutes to brainstorm the question and take some notes, before we go round and ask you as pairs of identical twins:

What's wrong with liberalism (for me)?????!?!?!?!?

[After they've discussed this for 5 mins, get back to the group as a whole, with each pair sharing what they've talked about.]

↓

PAMPHLET-MAKING:

LISA Today was mostly about self-publishing and small-press publishing, and so as the final part of this workshop we'd now like to invite you to create your own conspiratorial-private one-page A4 mini-publication "What's wrong with liberalism (for me)?????!?!?!?!".

MYSTI You're welcome to fill your A4 sheet on one side or both sides as you like; no one will be asked to share their work; we won't give any feedback: everyone is FREE to write/draw as badly as they can, and then to take their own work back home with them.

LISA & MYSTI Whether this is a retreat into the privacy of your own creativity or a subversive beginning to new sets of unhackable illiberal underground pamphlets, we leave to you! Maybe they will be both, synthetically!

Extended Part-Time Liberal Discomfort: A Conversation for Interruption

With MYSTI, Lisa Jeschke
10 June 2023, 5pm
Lothringer 13 Halle

Performance as part of the
PART TIME COMMITMENT
Working Group #2:
Infrastructures, Liberal Discom-
fort, Disruption, 9-10 June 2023
with Lisa Jeschke, Johanna
Klingler, MYSTI, Marina Vishmidt

Lisa Jeschke & MYSTI perform a prescribed conversation on questions such as: what is liberalism, what is the problem with liberalism and what is its art? Thank you. Unlike with their previous workshop-conversation Liberal Discomfort Zone (HKW 2021), there are no participatory elements. Audience members can interrupt – if they want to.

MYSTI: Self-published titles include I AM NOT SULKING
I AM HONORING YOUR LIMITATIONS, Heterosexual
Panic, and EVERYONE'S PERSONAL BECAME
POLITICAL & LANGUAGE MEANT NOTHING.
MYSTI recently abandoned
www.holdmyhairback.wordpress.com for
www.foullows.substack.com, a distant past for judging can
be found at www.fuckmewhile imgorgeous.blogspot.com

Lisa Jeschke lives in Munich and is a poet and performer.
In 2019, hochroth München published their poetry collection
DIE ANTHOLOGIE DER GEDICHTE BETRUNKENER
FRAUEN. Lisa is co-editor of the chapbook series Materials/
Materialien (London/Munich).

LISA

Munich, 5 January 2023
(Edited version)

Dear MYSTI!

I'm writing with a suggestion: Lothringer 13 in Munich have invited me to do something for their upcoming PART TIME COMMITMENT SERIES: either run an event/conversation or contribute some writing to an open-format loose-leaf reader series they make, to which things can be added as the exhibition goes on.

The more I've thought about it, the more I felt the thing I would love to do most, if you're up for it, is to continue/expand our *Liberal Discomfort Zone* – INTERRUPTION: this was a workshop MYSTI and I facilitated at Haus der Kulturen der Welt in Berlin in November 2021 as part of the *Illiberal Arts* exhibition; it was also the first and only time we've met in person – so, is to continue/expand our *Liberal Discomfort Zone* either by us re-performing it with added new sections, or by placing the text from Pt 1 at HKW into their reader, but with us performing a whole new dialogue, perhaps also to be placed into their reader afterwards. Maybe the title could be something like "Extended Part-Time Liberal Discomfort Zone", or "Liberal Discomfort Zone Part Time Part Two", or similarly?

What do you think? I have this longing to do more long-term work, and I had a sense our work on this and together isn't finished. As in, I'm not sure we fully got to the problems or ends of liberalism, and its art, and German liberalism especially, and the national love of German liberalism for German liberalism, and borders. Do we, and I ask this as a huge, furry, fluffy kitten, fully understand it yet, liberalism, what it is and what it does? Liberalism remains fuzzy, and maybe it's not as close to dying as the HKW exhibition argued, but really a thriving technology, like TV. Also, what did you think about how our workshop actually went? Sometimes I have this sense it worked *too well*, that the fact that we really did reenact "the workshop" as the ultimate liberal educational model really did make it embarrassing. I'm thinking especially about when we went round in a circle and asked everyone, one by one, to say something in response to the question of "What's wrong with liberalism (for me)????!?!?!?!?" There was something about the totalitarianism of educational work in that, also a policing appellation: "you: what do you think?". That said, when several audience members seemed worried about speaking, there was partly a sense of this relating to their role as mostly cultural and artistic workers, who couldn't just say whatever came to their mind, but felt an obligation that I also know and that is terrifying to say *something valuable or nothing at all*. So, I'm not sure: would it have been better or worse, and would better mean better or actually worse, to make speaking optional? And who in the room would have been made invisible that way?

And then, reading one of your recent blog entries I liked especially about them

How language sometimes just falls. apart.

But with the. workshop
There was something liberally authoritarian about how our dialogue
Cohered. Maybe again
That's also a good
Thing about it, because it clarified. its violences

Next time
Should there even be a participatory. element or should it only be us.
who talk and if
someone wants to
Interrupt
They need to do it as that – interruption?
Or should there be a general open discussion only for those who want
to. speak
Or should we do it like last time

I can now see
I've written this already as the beginning. to Pt 2 of our dialogue.
But you're entirely free. not to respond
or
to say no.
Or to say yes.

Hope this finds you well, dear MYSTI!

Lisa

MYSTI

Berlin, February 18 (Abridged May 9)

Dear Lisa,
Sorry for the lag in my response. What follows below is what I began
writing immediately after your email. It is not at all a finished piece nor
does it even try to respond to all of your email, because I get stuck on
the question *what is liberalism...* trying to spell it out for me. What fol-
lows is verbose and sacrifices the project of solution-providing.
last night sleepless, I decided: Liberalism approves the production of
money.
You cannot be a broke liberal.
Liberals are the form behind which capital lies.
A short example: Many people in America and Australia have automatic
lines at the bottom of every email acknowledging the unceded territor-
ies upon which they live and work. This is an important discussion, but
other than putting that sentence at the bottom of an email, what does it
do? Does such a land declaration require the emailing body to will their
property (and let us be real, many academics I know own more than one
property) to the indigenous tribes they lament? Or, like most property
owned, does it just get handed over, quietly to blood relatives?
Liberalism flattens.
People become cardboard cutouts standing in place.
Even its beneficiaries embody this form, elevated only for the purpose of

casting a shadow over those low laying flattened.
beyond vocabulary exercises liberal speech follows nothing material

A lesser potent, more forgivable example because we should pause for a bit of fun: I always laugh when a stranger explains to me that wherever I happen to be standing has "the cleanest water in all of Europe." Men of a certain age love to boast their water quality (I have been held conversationally hostage to this theme repeatedly). Germans love their clean water, but look at the grocery stores, everyone is buying bottled water! What does that say about a culture who refuses to drink even the "best water in all of Europe"?

Enough fun

The quintessentially liberal, California owns the second highest prison population in America, the country with the largest incarcerated population in the world. Many prisoners are serving life for petty crime that simply accumulated. Mandatory sentencing for a third offense—called "third strike" (yes a baseball euphemism)—will place an unhoused man in prison for life for stealing socks simply because he was previously convicted on two other occasions. Life sentences have been handed down for stealing a pair of pants, forging a check and breaking into a soup kitchen. The cost of incarceration is estimated 70,000 dollars per year. Forget the trauma of caging people and their families because I am talking about liberalism wherein I am only able to talk about the money.

These California prisons sterilized black women (without their consent or knowledge) who were thought to be of high recidivism. Meaning that if they thought a woman was likely to return to prison again after serving her term, they wanted her not to return pregnant because a pregnancy in prison is much more expensive. This occurred during Obama's presidency, in a blue state run completely by Democrats, in a country where I am increasingly told that voting blue-no-matter-who is the only way to avoid fascism.

Fascism the word increasingly means nothing
a synapse jarred

Liberalism doesn't recognize itself

Subject propagandized,
what is liberal serves only as antithesis.

A partisan camp of self love trusts itself with careless speech:

Remember Trump and Putin gay jokes?

Liberals try to get people fired from jobs for the telling of jokes,
but somehow now the gay joke got resurrected.

a straight world prefers to designate evil outside itself
orientation to the state, left only feeling represented in government via police.

Action is a screen scroll

Apocalyptic wildfires are taking back the land from Californians and these fires are fought by men incarcerated. They don't even make minimum wage to send home to families. It is said that California could never fight back these flames of Hell without the coerced labor of souls caged.

At HKW we definitely mirrored liberalism... with coffee and donuts as distraction from the work of being together in any of this, our workshop with circular chairs was a patently Neoliberal form. Power pretending to be equal offering up its deadly sweetness. Maybe the way for us to move forward is to perform the work entirely ourselves given that we would be the only people being paid and then present it to an audience who get to destroy us if that becomes necessary. I loath participatory art happenings. When I am in an audience I like to sit and quietly judge, nothing more. When I start a project, I like to slop ideas about like paint, leaving mess around whatever is to become my focal point.

Below is what I wrote if I were to imagine the production of some publication. It is a kitchen sink. Please tell me where I have gone wrong and from which disaster we might best start running. The romantic in me wants to try to revive a letter format that somehow fades into working form and then back out of it. Emails, instant messages and tweets have made the political so shallow, I think we have something to lose. I would rather we say too much to each other than indulge in the safety of cagey clean writing. After all, pristine writing is for people who don't have to work day jobs... we should get to enjoy the state of finding our income elsewhere as the freedom to produce something that would never work otherwise. Liberalism as a part-time gig... the absence of total occupation... just enough time to forget until SHIT its time to get to work.

Should I have asked questions? Is any of this an acceptable answer?
Lost in all the possibilities,
MYSTI

MYSTI

Berlin, May 1
(not sent)

Dearest Lisa,

I think Labor Day is the perfect day for me to follow up with a nonadministrative email... Don't you think that Munich might be the only place for me to disgust my feelings about money? That state of being in which precrime gets you 30 daze in jail with no mediating action possible... just proper catholic purgatory. Deep state prayer... Is it safe to think aloud in such a place? The production of safety is a liberal fixation become now pure Neoliberal industry I suppose.

Speaking of thought purgatory, did you have any thoughts on what I sent in February?

Forgive me,

I don't have a language, only a shame complex.

<writer's break included spring window cleaning, watering of potted succulents and receipt of a simultaneously written response>

(sent without having received MYSTI's unsent
email draft from 1 May; edited version)

Dear MYSTI,

Thank you for opening this conversation so generously. You wrote much more underneath and I appreciate the way you write in a way that feels loose and sprawling in the best of ways, without assigning false value to any fake-discrete individual of a word, as if any thought could stand on its own two legs anyway, but I'm still going to interrupt here because otherwise I might not be able to find a way in. Hopefully not as a way of closing down anything, but opening more loose ends.

Emotionally I feel like I should – but politically I feel like I shouldn't – apologise for it having taken so long for me to respond. I just can't separate something like emails to friends from work emails anymore.

It's like working in a place and then spending all your free time there, too.

I'm not speaking about myself here

I'm speaking about –

With great respect.

As in, just another exchangeable freelance robot person

That is

I'm finding it almost impossible

In the evenings

1) To smell the smell of my laptop AGAIN, to withstand its light
3000) to think and feel and reach out.

I am a person

Someone who lived in 2023, in this decade, but will have faded at some point.

I'm looking forward.

That kind of distancing is necessary to understand better already

Our paleness and how things wouldn't naturally have had to be what they are, now.

This person we're looking at, not-me

Lisa was here :(

Was working in part-time employment and part-time as a freelancer

Was that not what they wanted?

And then they complain of exhaustion.

:(

Why this agitation?

INTERRUPTION. I'm mentioning this because I'm interested in how the Lothringer exhibition foregrounds not so much "work", but "part-time"-ness. INTERRUPTION. If an unholy alliance of melancholic statesmen were to argue that such problems – of exhaustion, and of Gender – are luxury problems of cultural workers, not real workers, and any of us could have chosen a different life model, then the disrespect of this becomes obvious if you were to say the same about robot mums juggling a part-time position and raising a child. And of course, melancholic statesmen do say that about mothers. I didn't look it up, but I'm sure they've said that. INTERRUPTION: In 2022, in Germany, 66% of working mothers worked part-time, but only 7% of fathers

(https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2022/03/PD22_N012_12.html).

INTERRUPTION: I'm not bringing this up to suggest that "mothers" are more authentic than cultural workers. They're both objects of structural public hatred – equally. INTERRUPTION: For women without children vs. men without children the comparative rate is still 35% vs. 12%. Nor are women without children less authentic. INTERRUPTION: These statistics are also brutal in another way: they only know men and women. INTERRUPTION: Is liberalism liberal? Only recently, the European Court of Human Rights decided that, quote, the "Refusal by German courts to allow transgender parent who gave birth to a child to be recorded as father did not violate Convention" (ECHR 105 (2023)). Upholding quote "the German Gender" unquote is of vital importance to quote "public interests" unquote in Europe. Only one of these was a quote, but I'm sure I've heard them say the other one, too.

This triangular public hatred of cultural workers, women and trans men, among others, is how liberalism upholds capitalism; and I wanted to raise the relation between cultural work and gendered lives, and lives lived part-time, and force-gendered lifelines in production and reproduction, and gendered death because I think one of the dangers of any format like this would be to get lost in the art scene as if there were no outside. To proceed the other way round, to look *only at the outside*, would be just as fraught, as if suffering, or exploitation, or work, was more real elsewhere. So I do want to start where we are, but insofar as that site is part of a wider world. This is as authentic as our lives get. You know what? It's 1 May and I've just spent three hours writing this email because I finally felt like I had the time and breath to be able to do so. Rosa Luxemburg, I'm a traitor. Or is this writing, with you, free time activity? I don't know. Both, and that's the problem, that's what's killing us! Finally, I wanted to say how difficult I find it to use the word "human", that's why I always resort to "robots", by which I don't mean robots, but humans, i.e.: robots! Human/Mensch just feels impossible while most people have to live without dignity. And I don't know if the term is salvageable. Right now, the present seems total, but only for now.

Love,
Lisa x

MYSTI

Berlin, May 8
(not sent)

Dear Lisa,

I have shortened the first letter and left some of its entrails dribbling between us which might just be for cutting later, or keeping something private between us. Thank you for taking the time to read my messy kitchen sink. When you wrote: "I envy your ability to write in a looser way..." my distracted screen-gazing self read it "loser way" to which I was of course taken aback but then somehow I started feeling found. If I contribute to any genre it is definitely the Loser Way. I might claim that misread as personal revelation.

Art labor for me involves looking backward
endurance-testing

Inauthentic poverty rules the fields of liberal arts
The power to work exploited and hold your head up high
Most people I've known in art working manage to inherit money eventually so working for them is a kind of twilight zone, a space for disappearing in the promise of the coming Rapture.

The first piece I wrote on art labor was called "Master's Tool: Is Unpaid Labor Feminist Practice?" wherein I responded to a few years in which I labored for various cultural producers as a self-identified queer-feminist community.

I am prone to drinking Kool-aid and then making my fits of bewildered sickness very public.

I wrote about my own hardly-working-productions and the necessity of needing external work in order to self-finance because I didn't have family members who could simply fill my gofundme campaigns. After such public fundraising, I was horrified to see self-identified feminist producers not budgeting to pay anyone, anything. Some of these people owned flats in nice parts of the city, some came from countries with small populations but massive artist grants and stipends for their nationals, and all of them had degrees in art, multiple degrees from expensive schools in very expensive cities. The term feminist was just a marketing line... used to dupe laborers into thinking they worked for a good cause. Moreover, the projects were not community-owned, rather labor commandeered. I simply threaded bits of feminist essays from 1960s together and read them as answers to the identity troubles and trapdoors of today... conversations so old one might think they were never initiated to be helpful or that certainly those reading them in these specialized universities had no intention of actually learning from them.

I was writing from a space of two years in Berlin having gone through the savings that I had managed while working full time in Minneapolis... feeling alone in shock knowing that my cooking and dish-washing jobs were never going to cover my modest expenses. I was arguing with my boss that he pay me the new minimum wage. I got an infection in my hand and couldn't work for 3 weeks of course unpaid, directly preceding a disaster heating bill in a WG amok with the violence of my worry and suddenly I was faced with the reality of either sponging off the couches of friends... or like my other siblings, living in my dad's basement for a spell. Let me assure you there is no life in North Dakota. I had decided that I could no longer reserve time for the artistic expressions of others, I simply needed to work these 2 jobs as much as possible going weeks without a day off, stealing food from my workplaces with this choice came the end of several relationships.
There is no broke liberal.
Minimum wage earners are not desirable company.
Their problems are unintelligent.

For me, the chosen "poverty" of elite educated artists enduring their cultural capital purgatory is uninteresting because art is nothing if not littered with incoherent mythologies.

Dear MYSTI,

I know it's not my turn but I'm finding exactly that freeing, the fact that it's *not* my turn and I don't *have* to write this email right now. This is my secret closet or retreat.

I keep thinking about what you said in your letter, "pristine writing is for people who don't have to work day jobs". This has really sparked something in me after having felt overwhelmed for a few years now by having a day job and then putting excessive expectations on myself for writing in the evenings, which more often than not results in not writing. Not that "pristine" is really a word I would use or a quality I would consciously aim for, I've even made a thing of my poetry not being polished, of it being "bad writing" in some ways, but I probably still try very hard to make it good "bad writing", if that makes sense. My first drafts are usually terrible without redemption and then I rework and rework. But now, in this time loophole while you're not expecting more text from me, and with your brilliant slogan "pristine writing is for people who don't have to work day jobs" in mind, I'll just go ahead and send some more notes for our conversation.

Another aspect to "pristine writing is for people who don't have to work day jobs" though, is how in inverse relation to the importance of "work" in society, rarely is there the time to carry out any task pristinely even *within* day jobs. There is so much pressure placed on apprentices, school and university students, employees and freelance workers to do their work "well", or "well enough", and not make any bigger mistakes – but at the same time, under cost-cutting regimes and with more and more tasks placed into fewer and fewer hands, even and especially also in the cultural sector, there is rarely time to put real care into any task and to do it slowly. If you try to do something too well, to the point of not being able to finish it, it can be as damaging to you as not doing it well enough. So to this extent doing our correspondence in a non-pristine way is not only in resistance to employed work, but also fully coherent with its logic.

For example: during the permacrises of the last few years it struck me how even in nation-wide political decision-making among professional politicians, things seemed to be decided on in quite a shoddy, last-minute way sometimes. This isn't meant to be a comment on any specific political measures – more that these crises showed something that had previously been more concealed about the workings of politics – and I'm talking here about politics as a professional field, since our topic is part-time work – namely showed how both state and capitalism are less monolithic than was previously visible. It's precisely not a set, unstoppable "system" conspiracy-deciding over us, but something in motion that depends on the workers within it, re-building itself over and over again day-by-day in a haphazard, badly funded way. This could sound like an apology of state and capitalism, but you could also see it the other way round – to think of it as always in construction also makes it more imaginable that something could change. It's a time-based art form, a loose constellation of limbs, not a merged body, and not made of stone. But then again, hardly ever has a time-based art form truly been interrupted.

Now I've circumvented "liberalism" again by talking about capitalism and the state, when we set ourselves the task to find out more about what's cruel or unsustainable in liberalism, and liberalism in Germany. Maybe the fact that it's so successful here is to do once again with Germany coming late to something and then over-doing it. This embrace of liberalism could maybe be explained as a lesson learned from fascism, if only liberalism didn't have a history of working as an enabler of fascism. It loves to do that: to enable others. To make things more complex though, it's also under threat from fascism (see the right-wing attacks on parliaments and journalists in the last few years), so I think the left can't discredit it as easily as it used to, as pure antagonist, at least not carelessly. To ask "what's the problem with liberalism???!!!", instead, makes me think of the essay "Hamlet and his problems" – not necessarily the content of the essay, but the title as such. I like the idea of liberalism having problems it needs to work through, navel-gazingly, because that creates less activist pathos. It's like, even if no one said it, liberalism just does have problems. It's not feeling well. Arrest all the leftists you will, Hamlet, you still have a problem. There was your first one. What else? I'll recap and add:

2) Water.

3) Land.

3.1) Liberalism in principle speaks from the first-person pronoun of the person who owns/stole the land.

3.2) Liberalism talks about pronoun problems as if these were the minor problems of a minority, as if it wasn't society that has a pronoun problem!!! Many!

3.3) Liberalism talk about minorities as if they were minorities.

4) For liberalism, our task as citizens, for those who are lucky enough to be citizens, is to administrate the effects of past revolutions or revolutions elsewhere.

INTERRUPTION: I know all this is ridiculous, but OMG sometimes I like attempting risky maxims, like twentieth-century philosophers, while being aware it's just a style or a way of speaking, not the truth. A pose, but it's not not the truth either. All speech comes from people's mouths.

5) Liberalism's suggestion that suffering only lies elsewhere – that you can't even complain with so-called first-world problems – which is already a smug attitude looking down on others. "Die Tränen, die wir über das Leid der anderen vergießen, vermischen sich allzu leicht mit den Tränen über die eigene Rührung. Wir sollten uns unsere Tränen für uns selbst aufsparen, nicht über die Welt reden, sondern aus ihr heraus." (Christian Huck, Digitalschatten, Textem 2020). And then, solidly.

INTERRUPTION: There was more in this email, but I'll cut the rest. I already feel embarrassed about these very general notes, and want to delete everything. But to care too much about how valuable these thoughts are would just again be like being proud of the excellent drinking water in my city. So I'll just send this now, and please FEEL FREE to trash it like any other commodity.

Looking forward to hearing from you!

L xx

Especially since I have been around and seen many elevate into positions of power from which they could better argue to raise the wages of those around them... and then
 I hear crickets about this labor racket.
 Art is a field of arrogance
 perfecting the self is the job...
 your mere presence is a gift.
 There are very few exceptions to this trend of only withering into an icon.
 Art is where people get fake, sampling trajectory, over shadowing material sources
 'copying isn't the sincerest form of flattery, theft is' a loose quote from a Black Panther whose name I have forgotten
 Is class-hate vulgar? Is it not something that everyone enjoys over the dinner table?
 Cynicism? or reality?

LISA
 MYSTI

I suppose I should honor the failure of those who try. But in honesty, my post-inflation artist fees have not reflected this devaluing currency... and that is why I knew all along that I needed a job job.
 Me too!
 Art is camouflage in which I live unsavory politics aloud in public thereby underemployment in art is my chosen consequence
 Too drunk to run away from truth
 Art as therapy or exorcism
 I suppose
 I cannot imagine a full time practice of making my little books the tracts not producing meaning but only a reflection of decaying into identities up and away from others
 artist identity politics are the worst
 a most liberal demand to have your work be called nothing else
 liberalism is the loss of any resistance
 the naturalization of insincerity politics becoming your only tongue
 I do not grieve my labor being otherwise identified
 I get to breathe and write-wander rather than argue endlessly with petty bourgeois arts administrators about fees lost in loose agreements
 I do write daily, but for the moment with no professional goal in sight, something the hamster wheel of freelance living-death never allowed.

Liberalism is a relation to consumption, or rather imbibing the narrative around it. One doesn't have to drink the water if he is happy to buy it elsewhere.
 The defense of liberalism depends on how your money is made, because liberalism has many feel-good-in-positions-of-power to offer its sheep.
 There can be no broke liberal
 crocodile tears become waterfalls
 Liberals are a radical sect who champion always alienation in lieu of Understanding each new micro generation wants to make a world of others WORK to understand them these micro generations fail time and

again to integrate themselves into communities foreign to universities
producing edicts handed down to working people as if memos from
some HR Department, where we know individuals are not invested in
making work better
the violence of corporate exchange
given cover
Liberalism is transactional
I have to leave this here. It is my free day and I have gone on way too
long already. When I started writing my goal was to ask a simple ques-
tion but get there skillfully although that is not at all what I managed to
do, I still want to ask:

When was the last time you wrote a love poem? This is the project I am
trying to cultivate right now, and yet art keeps asking me to write about
work.

I love love loved your email last night I received it and inserted in the
middle of this response... maybe we use it to interrupt all my backward
looking?

Thank you for being with me in this,

MYSTI

LISA

Munich, 26/5/2023
(Edited version)

Dear MYSTI,

I wasn't sure from your last email – which isn't included here – if you felt
this should already not continue or if you wanted me to have the last
word. But you just asked me when I last wrote a love poem and I've
been trained to try to answer any question I am asked. I did write a love
poem a couple of years ago. It was seven pages long, but I'll write a new
love poem now by summarising each stanza briefly:

It's another day in Europe in 2021

EU-wide, including German land and bottled waters, golden dawn is on
the rise

It'll be a hot day, so it's not hard to predict some elderly loving animals of
all genders will die

FDP (Free Democrat) party agents feel enabled by this horizon

And in pairs of "man" and "woman" [sic]

The agents stream out to wake up any loving animal of all genders still
asleep

The task of extinguishing the night

And of waking everyone up, making them open their cobbled-together
rubbish baby kitten eyes

Is very important to the agents, it accords with a party resolution

The agents are really shocked to find in a flat in Munich
Loads of loving body parts, or fragments, or what, still asleep, cuddling
up cozily
The FDP agents find it hard to discern where an individual starts and
ends, here, because of all this love and fragmentation and where is their
German Gender and what is a body and what are several and who, here
– loves?

This is a nightmare
These joined up objects and body parts
Even threaten the Außengrenzen of the idea of the rental flat

The Agent and Agentin, maybe to be translated as: he-agent and
she-agent
Have a panicked conversation about how
Those who love fashion and the dead are threatening, she said, he said

And they wake everyone up
And take out their folder with the logo of their top constitution, and pro-
duce a bath, not a shower, a bath
And return to their car to drive off so as to speed up global warming

And leave behind this nightmare.

That was the poem, for now.
More soon,
Lisa